Philosophie und Leben

4. JAHRGANG + 11. HEFT + NOVEMBER 1928

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Bonner Heft: Die Aufsätze dieses Heftes sind von Dozenten der Pädagogischen Akademie zu Bonn verfaßt.

Gemeinschaft im literarischen Zirkel

Von Joseph Antz

Die Neuordnung der Lehrerbildung in Preußen hat die Allgemeinbildung von der Berufsbildung in der Weise getrennt, daß die sog. Allgemeinbildung auf einer neunstufigen höheren Schule oder einer ihr gleichwertigen Lehranstalt erworben wird, während der pädagogischen Akademie die Aufgabe gestellt ist, die Berufsbildung zu vermitteln. Infolgedessen hat die Literatur in der wissenschaftlichen Arbeit der Akademie keinen Platz. Wohl besteht die Möglichkeit, literaturwissenschaftliche Fragen in wahlfreien Vorlesungen und Übungen zu behandeln, aber niemand ist verpflichtet, sie anzuhören oder an ihnen teilzunehmen. Auch bieten die Unterrichtsbesuche und die sich anschließenden Besprechungen, die der „Einführung in das Bildungsgut der Volksschule und seiner unterrichtlichen Verwertung" zu dienen haben, auch Gelegenheit, den Blick auf die Dichtung zu richten. Aber diese Betrachtungsweise muß eine vorwiegend didaktische sein; sie richtet sich überdies in erster Linie auf die Gattungen und Werke der Literatur, die dem Volksschulalter entsprechen.

Nun gehört es aber zur „pädagogischen Geisteshaltung", daß der Lehrer, der Vermittler der Bildungsgüter an die Jugend, vor allem in einem lebendigen Verhältnis zur nationalen Dichtung stehe, zu jenem Geistesgute, das seinem Wesen nach ursprünglichster Ausdruck, natürlichste Verkörperung, aber auch stärkstes Förderungsmittel menschlicher Gesittung und Bildung ist. Wenn die Pädagogische Akademie keine besondere Arbeit zur Anbahnung und Befestigung eines solchen Verhältnisses vorsieht, so liegt dem wohl die Voraussetzung zugrunde, daß Familie und Schule sie schon getan haben. Dem ist nicht so.

Der Abiturient der höheren Schule bringt gewiß eine Menge literaturgeschichtlicher Kenntnisse mit. Er hat seinen Geist durch das Eindringen in klassische Dichtungen und andere Schriftwerke geübt und be-

reichert. Aber der Unterricht an sich und in den meisten Fällen wohl auch die Form des Unterrichts brachten es mit sich, daß ihm die Dichtung als ein Lernobjekt erschien, als ein Unterrichtsstoff, der bearbeitet wurde, Mühe und Verdruß bereitete wie andere Gegenstände des Unterrichts auch, der aber nur selten das innerste Wesen des Lesenden berührte und ergriff, nicht „weckte der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen". Vertrautsein mit der Dichtung, Liebe zu ihr, Umgang mit ihr — sie gehören nicht zur Lebensform des Durchschnittsschülers der höheren Schule.

Es wäre ungerecht, die Ursache dieser Erscheinung ausschließlich in einem Versagen der höheren Schule zu sehen. Vielleicht versagt die Familie noch stärker. Die Zahl der Familien, in denen die Dichtung als ein Gegenstand lebendigen Interesses, eine Quelle gemeinsamer Freude gilt und wirkt, ist sehr klein. Die Hast des Erwerbslebens, die stürmische Entwicklung der Technik riefen eine Umwälzung der Lebensformen, eine Umschichtung der Lebensinhalte hervor, die sehr stark auf die Jugend wirken, ja auf sie am stärksten. Vom Jüngling Alexander erzählt man, daß er die Ilias während der Nacht unter dem Kopfkissen aufbewahrt habe. Unsere Jugend hat andere Helden, die sie in ihre wachen Knabenträume begleiten: Stuhlfaut, Peltzer, vielleicht gar Schmeling oder Tunney. Gleichwohl ist das Interesse an der Literatur größer, als man nach alledem glauben sollte, bei manchem Studenten sogar lebendig wirksam. Aber es ist im allgemeinen sehr wenig von der Schule geleitet. Wenn man genauer zusieht, welche Bücher den jungen Menschen lebenswichtig erscheinen, so kann man die verschiedensten Einflüsse feststellen. Ein starkes soziales, womöglich vom Sozialismus her genährtes Interesse führt diesen und jenen zu den deutschen Arbeiterdichtern, zu Lersch, Bröger, Petzold oder zu dem Dänen Andersen-Nexö. Die Leute, die von der katholischen Jugendbewegung herkommen, lesen Guardini oder Herwigs St. Sebastian vom Wedding, Weismantel oder Sorge. Die Benutzer der Volksbibliotheken des Borromäusvereins lesen Federer, Dörfler, Handel-Mazetti, vielleicht auch Paul Keller oder Hans Eschelbach und halten alle diese Bücher für beachtenswert. Solche, die der völkischen Bewegung nahestehen, greifen zur Edda, zum Beowulf, den Heldensagen der germanischen Frühzeit oder zu Grimms Volk ohne Raum. Die mit ihren literarischen Interessen in den Pubertätsjahren steckengeblieben sind, kommen nicht über Scheffels Ekkehard oder Dahns Kampf um Rom hinaus. Die gedankenlosen Vielleser hängen an den Vielschreibern Herzog, Lauff, Höcker, Stratz, Bloem. Die feinnervigen Freunde der Kunst halten sich an Rilke, Zweig, Stephan George, Hugo von Hofmannsthal, an Werfel, Fritz von Unruh, Thomas Mann, Hermann Hesse. Die großen Russen Tolstoi und zumal Dostojewski haben manche Freunde. Aber wie selten

trifft man den Liebhaber der guten deutschen Erzähler, der Adalbert Stifter, Otto Ludwig, Wilhelm Raabe, Gottfried Keller, C. F. Meyer, den Leser der Dramatiker Hebbel, Grillparzer oder Kleist, den Freund der besten Lyriker Mörike, Eichendorff, Brentano oder gar Goethe an!

So erfreulich es nun ist, wenn sich ein ursprüngliches, selbständiges Interesse ohne Gängelung regt, wenn sich die jungen Menschen ihren eigenen Weg zum Schrifttum bahnen, so werden doch dem Suchenden manche Irrwege und Fehlgriffe erspart, wenn er sich einer Leitung anvertraut, die sein Gespür schärft und seine Wanderfreude weckt. Die jungen Menschen schließen sich gern zu freien Vereinigungen zusammen, um gemeinsam mit einem freigewählten Führer die Fahrt zu wagen. Gerade die Unterrichteten empfinden es, daß solche Führung ihnen eine gute Hilfe sein kann. Vielleicht bietet gerade diese Form des Studiums der Literatur, besser gesagt: des Verkehrs im Reiche der Dichtung, die Möglichkeit zur Anbahnung eines innigeren Verhältnisses zur Dichtung. In einem solchen Kreise kann die Dichtung so wirken und empfangen werden, wie es ihrem Wesen entspricht. Sie kann erfreuen, rühren, begeistern, erschüttern. Es ist nicht das erste, daß über sie nachgedacht und gesprochen wird, sondern daß sie selber sprechen kann. Man wird in einem solchen Kreise erzählen, vorlesen, rezitieren. Und es soll möglichst der beste Sprecher zu Worte kommen. Das ist nicht immer der, der die Technik des Sprechens am besten meistert. Die Echtheit und Stärke des Erlebnisses der Dichtung wird sich als die grundlegende Voraussetzung der sinnfälligen Verkörperung erweisen. So wird die Dichtung als eine edle, erfreuende Gabe, als ein Geschenk gegeben und angenommen. Es werden darum nicht in erster Linie geschichtliche oder stilistische oder didaktische Überlegungen bei der Auswahl der Dichtungen maßgebend sein; denn es kommt uns ja nicht auf geschichtliche oder ästhetische und andere Kenntnisse an, sondern wir wollen den Sinn der Dichtung an uns erleben. Eine Läuterung und Vertiefung unseres Gefühlslebens soll uns zuteil werden. Wenn wir auch Kenntnisse gewinnen, so ist es die Kenntnis des Menschenherzens überhaupt, das Verständnis für seine Rätsel und Abgründe. Was Ruth Schaumann von den Werken Peter Dörflers sagt, gilt vom Wirken jeglicher Dichtung: „Dies ist in der Bücher Geist ..., daß er aus sich hinweist auf das um dich lebende Leben, Brücken schlägt und Schutthaufen abräumt, also daß du über Schluchten klimmend erblickst, wie unter Trümmern so guter Saatboden sein mag, wie du es nie gedacht, ein Lichtlein im Finstern, Farbe im Schatten, Wärme im Harten, Liebe in der Armut und im Reichtum ein Betteln um Erbarmen."

Wenn es sich aber darum handelt, die Dichtung als Offenbarung des Menschenherzens hinzunehmen, so ist es nicht ratsam, mit modernen

Dichtungen zu beginnen, bei denen entweder mehr oder minder individuelle Formprägung oder zeitgeschichtlich bedingter Ideengehalt von vornherein die Aufmerksamkeit der Hörer oder Leser stärker fesseln, als für die Sinnerfassung der Dichtung förderlich ist; das mehr vom Verstand, vom Wissen hergeleitete starke Interesse, das erfahrungsgemäß gerade von jüngeren Menschen mit höherer Schulbildung der Dichtung unserer Zeit entgegengebracht wird, dürfte für das rein künstlerische und menschliche Erlebnis eher störend als fördernd wirken. Man wird daher zunächst Dichtungen von möglichst allgemein menschlichem Gehalt und ausgesprochen objektiver Form darbieten, deutsche Volksmärchen, Anekdoten, Balladen, lyrische Gedichte von Goethe, Mörike, Hebbel; man wird dabei zunächst den Werken aus dem Wege gehen, auf die sich der Schulstaub niedergesetzt hat. Man wird, um spürbar werden zu lassen, wie die menschlichen Gefühle im Grunde zu allen Zeiten und bei allen Völkern dieselben sind, alte und neue Dichtungen, die deutsche Zunge und die Stimmen anderer Völker zusammenklingen lassen. Über das Märchen von dem Fischer und syner Fru, der großartigen Darstellung der wilden Begierde nach dem Reichtum, kann man eine Erzählung wie die von Tolstoi stellen, in der erzählt wird, „wie viel Erde der Mensch gebraucht". Wie oft haben die Dichter das hohe Lied vom starken Herzen des liebenden Weibes gesungen! Da haben wir die Märchen von der weißen Schlange und der Nixe im Teich, die Volksballade von der schönen jungen Lilofee, aber auch Falkes „Schnitterin" und C. F. Meyers „Mit zwei Worten", „Elsi, die seltsame Magd" von Jeremias Gotthelf und so viele andere. Wenn wir solche Akkorde erklingen lassen, so rücken die in der herkömmlichen Betrachtungsweise so stark beachteten Fragen an die Seite, wohin sie gehören. Doch ist damit nicht ausgeschlossen, daß dem Gesamtwerke eines Dichters besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden kann, daß ein einzelnes Werk von allen Seiten her betrachtet wird, wenn die gemeinsame Neigung dazu führt. Überhaupt wird es für das Gelingen der Arbeit wesentlich sein, daß die neu gewonnene Sicht der Dinge alle Teilnehmer zu einem fröhlichen Suchen und Mitbringen führt, daß die Zusammenkünfte, bei denen auch die Musik mitsprechen muß, möglichst wenig von Unterrichtsstunden an sich tragen, sondern als Äußerungen einer feinen, geistigen Geselligkeit erscheinen, bei denen die Dichtung in das Leben eingebaut ist.

Es liegt nahe, daß in einem Kreise wie dem unsrigen auch die Frage der Vermittlung der Dichtung an ihre jungen und alten Freunde in Schule, Familie, Jugendgruppe und anderen Gemeinschaften besprochen wird. Man kann das tun; man kann es auch bleiben lassen in der Erwägung, daß die ganze Form unseres Zusammenkommens und Zusammenwirkens pädagogische Kräfte weckt, bildnerische Fähigkeiten entbindet.

Indem der einzelne Teilnehmer aus eigenem Antriebe gute Dichtung mitteilt, spürt er an sich selber, was sie im Leben bedeutet, erprobt er, wie sie dargeboten werden muß, wenn sie wirken soll. Vor allem aber: indem sie ihm Lebensgut wird, das ihn nährt und bereichert, wird in ihm der Mitteilungsdrang lebendig, fühlt er sich angetrieben, andere zu „Genossen seiner Freude" zu erziehen. Die der Selbstbildung gewidmete Arbeit fördert die pädagogische Haltung und Befähigung.

Werkgemeinde

Ein Brief von Siegfried Behn

Lieber Dr. C. A. L....!

Was denn eine Werkgemeinde wäre? Jedenfalls nichts, was ich ausgesonnen oder zustandegebracht hätte (wie Sie zu vermuten scheinen). Auch die jungen Studenten, welche darin eine Gemeinschaftsform suchen, vermeinen nicht, da wieder einmal etwas sehr Neues erfunden zu haben. Sehen Sie, deswegen sympathisiere ich mit dieser kleinen Werkgemeinde. Der heute sonst gehätschelte süße Jugendwahn, als seien typische Anfechtungen der Reifungszeit unerhört originale, so nie dagewesene Tragödien auserlesener Individualitäten, ist da herzhaft preisgegeben. Und doch sind es keineswegs zweifelnde Frühergreifte, sondern meist recht rotwangig zuversichtliche Jungens, denen das nervöse Gespreize mit Besonderlichkeiten zuwider ist. Deren Sache ist nicht der Weltverbesserungsentwurf Nr. 1001. Die spüren vielmehr, wie sehr der Student von heute daran krankt, daß die deutsche Nation keinen vorbildlichen Menschenstandard ausgestaltet hat. Sie wollen aus unsicherer Haltung, kleinlichen Verlegenheiten ebenso heraus, wie sie der Notwendigkeit enthoben sein möchten, für irgendwelche irgendwann wiederkehrenden Alltäglichkeiten eigens angemessene Lebensstilformen jedesmal „mit innerer Wahrhaftigkeit schöpferisch zu gestalten." Kurz, — sie missen schmerzlich die ungebrochene Überlieferung heiter-klösterlicher, frei-ritterlicher Lebensgemeinschaft, wie sie England in seinen Colleges mühelos als Erbe besitzt. Die wollen nicht nachahmen, übertragen, einführen. Die wollen sich statt nebelhafter Bündelei die alte Burse neueinrichten. (Nebenbei: haben Sie bemerkt, daß die Universität Bonn neben der Mensa Academica ihre erste Studentenburse einrichtet?) Es wird also nicht mehr mit dem alten Vorurteil gegen „Internate" hausiert. Für den Studenten, der, ohne davon zu wissen, in den Denkgewohnheiten des neunzehnten Jahrhunderts lebt, klingt beim Worte Internat etwas von Internieren, d. i. Einsperren im Unterton mit. Sagt man Eigenhaus der Werkgemeinde, Heimgarten oder so, dann ist der falsche Ton weggeblasen. Man denkt jetzt an den

eigenen und gemeinsamen Tisch. Der für Idealismus und Aufrichtigkeit entflammte Primaner des vorigen Jahrhunderts strafte jeden mit Verachtung, der auf die gute Tischsitte Wert legte. Die schlechten Manieren und ungezogenen Angewohnheiten des schwärmenden Weltverbesserers schienen menschenwürdig.

Es kann aber niemand den Anspruch erheben, seine Mitmenschen zu erziehen, wenn er sich nicht benehmen kann. Die Energie eines Blutzeugen ist dem vonnöten, der nur einen Lichtschimmer von Güte in dieses Dasein bringen möchte; — und solche Leute wollen mit der Weltverbesserung fertig werden. Sie werden ja nicht einmal mit dem Besteck fertig. Ist es unumgänglich zu sagen, daß feinere Formen nur beherrschen lernt, wer feinerer Gesinnung teilhaft wird? Ein Heiliger in Lumpen wird nicht umhin können, sich höchst königlich zu gebärden. Von den gegenwärtigen Studenten und künftigen Erziehern dürfen die Lumpen erst beansprucht werden, wenn sie etwa Heilige sind. Bis dahin ist es bescheidener und geziemender, sich standesgemäß zu kleiden; dann verspricht man jedenfalls nichts, was man nicht halten könnte. Nicht das Nebeneinander im Hörsaal verschmilzt Studenten zur Gemeinschaft, sondern gemeinsames Leben, gemeinsame Erholung, gemeinsamer Sport, gemeinsame Pause. Gemeinschaft entsteht über geteilten Kleinigkeiten des Lebens, bei freundlicher Handreichung, unauffälliger Rücksichtnahme, während zufälligen Gespräches, vor allem in der Kameradschaft. Was die Ruderboote auf der Themse vermögen, — sollte es denen auf dem Rheine versagt sein?

Am Ende ist das Rudern nicht so besonders britisch, daß seine Übung deutsche Jungens verengländern könnte. Ich würde froh sein, wenn eines schönen Tages eine rheinische Akademie gegen unsere Bonner Boote rudern würde. Denn immer mit dem eigenen Bunde rudern — auf die Dauer wäre es doch so, wie wenn jemand immer mit sich allein Schach spielen wollte. In irgendeiner wohligen Abendstunde Schach spielen, das hilft wiederum mit zur Kameradschaft. Freilich nur wenn eigne Räume von gesunder Wohnlichkeit und reinlichem Atem umgeben. Das heißt: die Werkgemeinde braucht ein Eigenhaus. Und es ist eine soziale Tat, ihr eines schaffen zu helfen. Das hat eine Gesellschaft der Freunde schon empfunden und sie ist am Werk. Es steht zu hoffen, daß es gelinge, wie auch die Universitätsburse gelungen ist. Freilich hat hier eine ältere und eingearbeitete Organisation schon länger vorgearbeitet. Neid ergriffe uns — wüßten wir nicht, daß Überlieferungsstörungen sehr schwer wettzumachen sind — angesichts der gewaltigen Mittel, die englischen Colleges aus alten Pfründen ungestört übererbt worden sind. Uns fehlen ihre Kapellen und Bibliotheken, ihre Speiseräume und Klubzimmer, ihre Straßen und Häuschen. In Deutschland muß noch der Grundstein gelegt werden. Sehr schlicht wird das erste Haus anzuschauen sein; jedoch mit wenig

Mitteln läßt sich behaglich einrichten. In Oberschlesien der Heimgarten von Clemens Neumann kann das meiste lehren.

Erst wenn die jungen Studenten gemeinsam miteinander wohnen, in einem Hause oder in einer Kolonie, werden sie die erzieherische Wechselwirkung aufeinander üben, an der alles gelegen ist, erst dann werden sie echte Sitten bilden, erst dann werden sie erkennen, wer unter ihnen der geborene Führer ist. Solches darf sie nicht daran hindern, daß der jüngere Kreis in Zukunft die unanmaßliche Autorität des älteren Kreises achte. Den Neulingen wird ja eine Probezeit gewährt, während derer sie sich prüfen können, ob ihnen das gemeinsame Leben in der Werkgemeinde gefalle. Daß auch die musischen Kreise Gleichgestimmte enger zusammenfassen, ergibt sich bei sonst gemeinsamem Leben zwanglos. Das Heim mit den gemeinsamen Räumen bereitet jedenfalls besser auf das Familienleben vor, als die „Bude", — und besser auch auf die Gesellschaft. Und da freilich beginnen, ich verhehle es Ihnen nicht, die Meinungsverschiedenheiten mit einem Teil meiner jungen Freunde.

Meine jungen Freunde sind mißtrauisch gegen die gute Gesellschaft. Das haben sie noch von der Jugendbewegung her in den Gliedern. Sie meinen, die alte Gesellschaft habe den Krieg verloren; und deshalb sei sie böse (sie habe versagt, so heißt es gewöhnlich). Ich weiß nicht recht, ob die französische Gesellschaft gut ist, weil sie den Krieg dank den Amerikanern schließlich zufällig nicht verloren hat. In Amerika meint die Jugend nicht, daß die Gesellschaft böse sei. Und doch ist sie dort nicht eben besser, als anderswo sonst (in Europa z. B.). Die deutsche Jugend hat noch etwas Besonderes gegen die Gesellschaft auf dem Herzen. Ihre Formen seien nicht wahrhaftig und aufrichtig. Ich weiß nicht, ob es gut ist, jemendem die Hand zu reichen und schlecht, sie sich selber zu schütteln. Macht es einen Unterschied, ob man einen jungen Mann Herr Doktor oder Eure blühende Weisheit nennt? Einen Unterschied in der Wahrhaftigkeit? Täuscht sich ein Angehöriger der Gesellschaft über den Kurswert jener gängigen Obligationen der Höflichkeit? Niemals. Ich muß gestehen, ich sehe nicht, warum es moralischer sein soll, einen Menschen, den man nicht duzt, mit Ihr anzureden, statt wie bräuchlich mit Sie; sowenig ich für „Sie" eintreten würde, wenn „Ihr" üblich wäre.

Viel ernster als diese quérelles d'allemand ist die Frage, wie sich ein Stand die Führerschaft erhalten oder vielleicht gar gewinnen will, wenn er dabei gewillt ist, die Formen unverpflichteter und eigensinniger Außenseiter herzutrotzen. Meine jungen Freunde sind in diesem Punkte noch nicht ganz mit sich im klaren. Über Samtjacken lachen sie und meinen, einem echten Künstler stünde die unauffällige Krawatte besser an, als der wehende Wimpelschlips. Sie überschätzen, glaube ich, den Wert der Wandervogeltracht nicht mehr, obschon sie den Eindruck dieser uneuro-

päischen Mode auf italienische Gehirne kaum ganz ermessen. (Nur vollendet gebaute Beine könnte man so exponieren, und die sind weit seltener als manche zu glauben scheinen). Allein im Geiste tragen viele von ihnen immer noch die Samtjacke des aufgeklärten Individualismus. Möchten sie unbefangen in den Spiegel der Geschichte schauen. Der brausende Strom der Aufklärung fließt allmählich matt; ja er ist im Sande der Niederung fast verrieselt. An den tropfenden Rinnsalen siedelt nur noch die moderne Pädagogik mit Anschaulichkeit, Interesse, Erlebnis und ebenso kritischer wie empfindsamer Individualität. Ich müßte es schmerzlich bedauern, wüßten sich meine jungen Freunde keine reinere Ehre als die Letzten vom Stamme der Aufklärer zu heißen.

Lieber Freund! Schelten Sie mich anglophil und entschuldigen Sie mich mit meinem Hanseatentum; aber leugnen Sie nicht, daß der unbetrügbare Instinkt der Angelsachsen in der Mode des Individualismus die schlechten Manieren durchschaut hat. Je mehr man nämlich eigentlich und wirklich ist, desto weniger hat man es nötig, irgend etwas darzustellen. Napoleon war ein geborener Kaiser; er kleidete sich meist so schlicht wie möglich, und war doch der Erste unter seinen goldbestickten Marschällen. Wenn England heute einen Minister vom Range Pitts hätte, er würde sich nicht anders im täglichen Leben bewegen, als etwa Asquith es tat. Die Formen der Gesellschaft regeln doch nur die Tätigkeiten, die uns allen gemeinsam sind. Ein Mann wird sich sowenig als Individualist drapieren, wie er als Individualist essen möchte, — sofern er irgend Geschmack hat. Individualität ist eine zarte Nuance, keine schreiende Farbe. Darum (so rate ich meinen Freunden), macht Frieden mit den Sitten. Und sagt nicht, eure Aufgabe sei, das Proletariat zu führen; dieses aber mißtraue den Männern der Gesellschaft. Ich habe noch nie bemerkt, daß ein Proletariat in entscheidenden Augenblicken seiner Geschichte von Proletariern geführt worden sei. Stets waren es Intellektuelle. Der revolutionäre Robespierre war anständig gekleidet.

Diese jungen Studenten, — deutsche Knaben sind es in den Wurzeln ihres Wesens, individuell ausgeprägt sind sie sowieso. Eben darum brauchen sie nicht all dies ausdrücklich und programmatisch zu wollen und zu fördern. Was man ist und kann, übt man stillschweigend. Was man werden will und erringen, das fordert man von sich. Nun ich hoffe, die Werkgemeinde wird aus der Notwendigkeit ihrer Idee heraus die hinterbliebenen Unarten und Denkbequemlichkeiten vom Erbe der Aufklärung und des platten Zivilisationsjahrhunderts aufgeben lernen. Dazu könnte ihr, wie ich vermute, das Mentorenwesen helfen.

Muß dereinst der Lehrkörper an den pädagogischen Akademien vermehrt werden, so empfiehlt es sich, junge Dozenten dafür zu gewinnen, die schon ihrer Frische wegen den Studenten naheſtehen. Man mag sie

gegebenenfalls den ältern Dozenten als Assistent oder wie immer attachieren. Entscheidend wäre, daß sie als Mentoren die Studenten menschlich betreuten und auf Wunsch berieten. Jedoch auch wenn dies erfreulich gelänge — es würde zur Selbsthilfe innerhalb der Werkgemeinde nicht ausreichen.

Es würden die geborenen Führer innerhalb der Gemeinschaft brachgelegt werden, wenn sie sich nicht als Mentoren der Jüngeren auswirken dürften. Und die Einordnung des jeweils jüngsten Semesters in den Kreis der Werkgemeinde dürfte gefährdet sein, wo nicht Mentoren des nächstälteren sich der Neulinge annehmen: in jenen Krisen, die wiederum der Neuling für nie dagewesen nimmt, bis ihm der Mentor das Längstdagewesene daran gedeutet hat. Man braucht ja nicht pedantisch die Menschen zu je zweien aneinanderzuketten. Man kann ihnen Frist zur ersten Vertrautheit zubilligen. Nur daß die Brüder eines Werkes nicht unverbunden nebeneinanderhertrotten in einem Heim und einem Garten; darum möge sich der „Schütze" zum „Bacchanten" finden, welchen neuen Namen auch die alte Sache empfange. Vielleicht daß solche Gemeinschaft mitbilde am geformten Menschen deutschen Stils. Die Werkgemeinde kann allerdings nur gedeihen, wo das Haus nicht durch metaphysische Fehde unterwühlt ist. Das etwa verstehe ich heute unter einer Werkgemeinde.

Mit freundlichen Grüßen bin ich wie stets der Ihre

Siegfried Behn.

Gemeinschaftliches Musizieren

Von Joseph Klövekorn

Musik und Leben klaffen heute mehr denn je auseinander, und die Aufgabe der Musikerziehung, beides zu verbinden, erscheint schwierig. Wir haben beinahe vergessen, daß Musik ein Lebenselement, eine Daseinsform des Menschen ist, die namentlich dann in die Erscheinung tritt, wenn eine Gemeinschaft einem erhöhten Daseinsgefühl Ausdruck geben will. Mit einer Empfindung des Neides und der Bewunderung denken wir an das Mittelalter, wo Musik in das Leben jedes Menschen trat und sich eine natürlich gewachsene Musikkultur entfaltete, die keine schroffen Unterschiede zwischen höherer und niederer Kunst kannte. In der Neuzeit hat ein immer schärfere Formen zeigender Individualismus den Kult der Persönlichkeit so sehr gefördert, daß der Künstler sich immer mehr dem Volke entfremdete und sich nur noch zur Verantwortung sich selbst, nicht aber der Gemeinschaft gegenüber verpflichtet glaubte. Er verlor das Empfinden dafür, daß im Volke die starken Wurzeln seiner Kraft liegen. Eng mit dem Individualismus verquickt, drängt die intel-

lektualistische Haltung der modernen Kultur die Musik, diesen schärfsten Protest gegen den Intellektualismus, zurück, und zwar so sehr, daß sie nicht mehr Allgemeingut aller Menschen blieb, sondern Angelegenheit der sogenannten Gebildeten wurde, bei denen man Zeit und Begabung voraussetzte, sich in dem „Fache" der Musik „ausbilden" zu lassen. Die Kluft, die sich zwischen hoher und niedriger Kunst, zwischen Gebildeten und Ungebildeten, zwischen Künstler und Publikum auftat, stellte ein Gemeinschaftsleben in und aus der Musik in Frage.

Ganz verkümmert ist es nicht, charakteristisch für unsere Zeit ist aber, daß gerade in der heute üblichsten Form des Zusammenseins in der Musik, dem Konzert, von echter Gemeinschaft keine Rede sein kann. Sie mag noch irgendwie bestanden haben, als Beethoven seine Reden an die Menschheit, die Symphonien, schrieb, vielleicht auch noch — im Rheinland — zur Blütezeit der rheinischen Musikfeste, wo nicht zuletzt dank der Mithilfe von Dilettanten in Chor und Orchester wenigstens das Bürgertum zu einer Art Gemeinschaft zusammengeschlossen wurde. Heute ist das Verbundensein mit den Mitmenschen durch die Kraft der Musik im Konzertsaal höchstens für Augenblicke der Ekstase möglich, im übrigen aber Illusion geworden.

Freunde der Musik haben darum längst eine andere Form des Zusammenlebens in der Musik gefunden, die abseits von allem Konzertmäßigen, Theatralischen, Geschäftsmäßigen sich nicht auf das Hören beschränkt, kein „Publikum" kennt, sondern jeden einzelnen auffordert, singend oder spielend zum Gelingen des Werkes mitzuwirken, sei es in einem Singkreis, einer Spielschar, einem Collegium musicum, einem Streichquartett oder sonstwie. Hier schafft Musik Gemeinschaft oder vertieft die schon vorhandene und entfaltet da die ihr eigentümlichen ästhetischen und ethischen Bildungswerte.

Auf einer ganz anderen Ebene liegt das volkstümliche Musizieren, dem man — abgesehen von den Kreisen der Jugendlichen — noch auf Dörfern begegnen kann, soweit nicht auch hierhin der Großstadtgeist mit seinen verheerenden Wirkungen gedrungen ist. Gemeint ist das gemeinsame Singen, „wie einem der Schnabel gewachsen ist", in der Kirche, bei der Arbeit oder bei Festen. Es macht keinen Anspruch auf ethische oder ästhetische Wertung, da keiner der Singenden der Musik „gegenübersteht"; sie ist einfach Niederschlag gemeinsamer Stimmung, frohen Beisammenseins und unterscheidet sich dadurch von der eben erwähnten Form des Musizierens. Von musikalischer Bildung im eigentlichen Sinne des Wortes wird hier also nicht gesprochen werden dürfen, und es wird vorkommen, daß Stimmung und Ausdruck sich nicht decken. So erklärt sich das Scherzwort von dem Deutschen, der in fröhlicher Stimmung singt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin", so

erklärt sich auch das vom ästhetischen Gesichtspunkt gewiß nicht gutzuheißende überlaute Singen der Gemeinde in der Kirche.

Heute wird von den Gebildeten die Gebrauchsmusik im Vergleich zu der höheren, allein „gültigen" Musik als minderwertig angesehen. Mit Unrecht, da diese beiden Arten des Musizierens sich nicht vergleichen lassen. Unsere größte Beachtung verdient jedenfalls die aus der Gemeinschaft hervorgehende Gebrauchsmusik. Wir sehen das Wesen der Gemeinschaft ganz anders und schätzen ihren Wert viel höher ein als frühere Zeiten, wir wissen wieder, daß der Einzelmensch, wenn er nicht durch Veranlagung vor anderen bedeutend hervorragt, andern mehr verdankt als sich selber.

Die Pädagogische Akademie wird, wenn sie ihrer musikalischen Aufgabe gerecht werden will, gemeinschaftliches Musizieren in den beiden oben skizzierten Formen, die sich übrigens nicht gegenseitig ausschließen, pflegen müssen. Es wird zunächst Selbstzweck sein, Ausdruck des Gemeinschaftsgefühls, dann wird es aber auch in den Dienst der musikalischen Aufgabe treten, die des künftigen Volksschullehrers harrt, nämlich die Jugend mit Freude an der Musik zu erfüllen und Führer seiner Gemeinde zu sein. Namentlich auf dem Lande und in kleineren Städten werden Anforderungen mannigfacher Art an ihn gestellt. Es reicht natürlich nicht hin, daß er von den Möglichkeiten gemeinsamen Musizierens in Schule, Haus und Gemeinde „Kenntnis nimmt", er muß vielmehr durch eigenes Mittun in ihnen leben, damit er das, was er an der Akademie geübt hat, später in die Tat umsetzen kann. Als Akademiker wird er aber auch die Fähigkeit haben müssen, über seine musikalische Tätigkeit hinauszusehen, sie in das große Ganze des Musiklebens einzubeziehen und, sei es theoretisch oder praktisch, die Verbindung mit anderen Bezirken der Musik herzustellen.

Es wäre natürlich sinnlos, von außen Versuche gemeinsamen Musizierens heranzubringen; es soll sich vielmehr alles aus der Eigenart der Akademie organisch entwickeln. Diese Forderung zu erfüllen, ist nicht schwer, da Studenten und Dozenten vor allem durch die Verbundenheit mit dem Volke und die Verankerung des Lebens in der Religion eng zusammengehören. Beachtet man, daß die Studenten auch der gleiche Bildungsgang, das gleiche Ziel und vielfach die Herkunft aus gleichen sozialen Schichten zusammenschließt, so kann sich leicht eine Art erweiterter Familie bilden, in der Musik den besten Nährboden findet. Gewiß können die verschiedenen Studentenvereinigungen ein Element der Zersetzung bilden, mit dem auch die Musik zu rechnen hat. Andererseits hat aber die Musik größeren Spielraum zur Entfaltung, wenn das, was die Gemeinschaft der Studenten erarbeitet hat, in die kleineren Grupen hineingetragen wird, um hier durch ständige Übung zum festen Besitz zu

werden. Zugleich wird so die Art, wie die Musik sich im späteren Leben fortpflanzen könnte, vorgebildet.

Die eigentlichen Hemmungen für das Musizieren liegen in dem Mangel an gründlicher musikalischer Bildung, für den Schule und Elternhaus, letzten Endes aber die eingangs skizzierte Einseitigkeit der modernen Kultur verantwortlich gemacht werden muß. Es ist erschreckend, eine wie klägliche Rolle ein so kostbares Kulturgut wie die Musik im Rahmen der höheren Schule bisher gespielt hat. Wenn nun die Musik im Elternhause auch kein Heimatrecht gefunden hat, wird das vom volkserzieherischen Standpunkt so wichtige Zusammenwirken aller Studenten in der Musik nicht so gedeihen können, wie es wünschenswert wäre.

Man macht immer wieder die Beobachtung, daß durch die erzieherische Wirkung des „Milieus" das Verständnis für Musik möglichst früh unbewußt aufgehen muß und daß eine späte Saat nicht etwa eine späte Ernte, sondern vielfach überhaupt keine Frucht bringt. Man kann also nicht bei allen ein lebendiges Verhältnis zur Musik voraussetzen. So erfreulich die Sing- und Musizierlust im allgemeinen ist, namentlich bei denen, die der Jugendbewegung nahestehen, man wird doch einer nicht geringen Zahl erst die Zunge lösen müssen, damit sie zunächst einmal empfinden, wie herrlich es ist, mit anderen zu singen, mit Gleichgesinnten durch die Musik sich ganz eins zu wissen, im Strome der Musik völlig unterzutauchen.

Nichts liegt näher, als mit dem anzufangen, was alle Deutschen, gleichviel welchen Standes und welcher Partei, verknüpft, nämlich mit dem Volkslied. Wir müssen es erst wieder entdecken und finden, daß man es nicht nur in großer Aufmachung etwa für vierstimmigen Männerchor, sondern „sogar" einstimmig singen kann, daß es in dieser einfachsten Form vielleicht seine Schönheit am ersten entfaltet und daß es keine leichte, aber lohnende Aufgabe ist, sie gut zu singen.

Dahin drängt das Hineinhorchen in den Sinn der Melodie von selbst, sobald man erkannt hat, wie lebendig die Weisen sind, wieviel Kraft und Tiefe sie haben. Jeder fühlt sich dann verpflichtet, dem Wesen des Liedes so nahe wie möglich zu kommen und zu bewußter Klarheit zu erheben, was er bis dahin nur dumpf gefühlt hat. Es braucht nicht betont zu werden, wie sehr solch liebevolles Eingehen auf den Organismus des Volksliedes, wie es in kleineren und größeren Gruppen versucht wird, die Ehrfurcht vor dem schöpferischen Geist des Volkes weckt und das Lied im Herzen der Studenten verankert.

Eines erweist sich dabei als sehr hemmend, nämlich die bedauerliche Tatsache, daß manche Studenten infolge des Versagens der höheren Schule im Volkslied nicht zu Hause sind. Man muß deshalb mit ihnen

singen, wobei die bekannten Sammlungen (Spielmann, Musikant, Tandarabei) Anregung genug bieten. Zunächst werden neuere Lieder mit frischen, aufrüttelnden Rhythmen bevorzugt und erst allmählich erwacht Verständnis und Interesse für die reinere, höhere, man möchte sagen fast metaphysische Atmosphäre des älteren Volksliedes mit seinen weiten melodischen Bögen, langsamer als man bei Katholiken erwarten sollte, denen die unendliche Melodie des Gregorianischen Chorales vertraut sein müßte.

Treue im Kleinen beim Singen von Volksliedern muß erlernt werden; sie ist nicht selbstverständlich, da die Volkslieder aus einer anderen Haltung zu verstehen sind als die Kunstmusik und zunächst nicht vom ästhetischen Gesichtspunkt angesehen werden wollen. Dieser letztere Standpunkt wird jedoch ohne weiteres von allen, auch bei einfachen Liedern, eingenommen, sobald es sich um das mehrstimmige Singen handelt. Hier tritt man in den Bereich der Kunstmusik. Leider wirkt sich die bei manchem auftauchende Erinnerung an das Männerchorwesen in einer Weise aus, die musikalischem Gemeinschaftsleben Abbruch tun kann. Namentlich die vom Land Stammenden wissen vielfach nicht, daß wir in einer neuen Zeit leben und die Periode des Biedermeier, der Entfaltung von Klangmassen und der impressionistischen Detailmalerei hinter uns liegt oder liegen sollte. Die Konzertmanieren, die in die gesellige Kunst des Männergesangs eingedrungen sind und ihn von seinem ursprünglichen Sinn ablenken, können keineswegs als vorbildlich angesehen werden. Die neue Gesinnung der Gemeinschaft, der Sehnsucht nach Verbundensein mit dem Mitmenschen hat neue Wege des gemeinsamen Musizierens gefunden, die vor allem die Jugendbewegung gebahnt hat. Sie zu betreten hat die Pädagogische Akademie um so mehr Veranlassung, als die Gemeinschaft hier schon besteht. Eine Gemeinschaft, die wie in der Akademie die Form einer Wechselwirkung unter Gleichen hat, findet ihr musikalisches Symbol am reinsten im polyphonen Singen. Hier stehen verschiedene Persönlichkeiten, verkörpert durch die einzelnen Stimmen, einander gegenüber und nebeneinander, jeder darf seine Eigenart durchsetzen und ordnet sich zu gleicher Zeit willig dem Ganzen unter. Für katholische Studenten braucht diese Kunst nicht neu entdeckt zu werden, da sie ja seit Jahrhunderten erhabener Ausdruck des in der katholischen Kirche wirksamen Gemeinschaftslebens ist. Polyphones Singen wurde also vorzugsweise in den pflichtmäßigen Chorübungen gepflegt; wir sangen Kanons, Raus Bicinia, alte Lieder in dreistimmigem Satz von W. Rein, Chöre von A. Knab und Lendvai. Es liegt nahe, daß dies Zusammensingen in den einzelnen Gruppen fortgesetzt wird, nicht nur wegen der Schönheit der Gesänge, sondern auch, weil die Art des Musizierens, die wir bevorzugten, im Gegensatz zu dem üblichen, die Ent-

wicklung der Einzelstimme hemmenden vierstimmigen Singen eine Auflockerung und größere Beweglichkeit des Chores zur Folge hat, die den Bedürfnissen kleiner und kleinster Gruppen aufs beste entgegenkommt. Wie sehr durch solches Musizieren eine Studentenvereinigung ein eigenes Gesicht gewinnen kann im Gegensatz zu den Korporationen an der Universität, die sich auf das Absingen von Kommersliedern beschränken, das braucht nicht eigens betont zu werden. Neben den Singgruppen der Studenten besteht noch ein kleinerer Chor aus einigen Lehrerinnen, anderen der Akademie nahestehenden Damen und Studenten. Hier konnte ein langgehegter Wunsch in Erfüllung gehen: aus dem unendlichen Reichtum der Blütezeit des a-cappella-Gesanges und der Generalbaßzeit zu schöpfen, wie es unseren Kräften entsprach. Wir schulten uns an zweistimmigen Stücken von Lasso, Scheidt, Prätorius und Schütz, die uns sehr viel Freude machten, und durften am Schluß des Semesters es wagen, gelegentlich einer Vorlesung über das Volkslied alte Sätze von Senfl, Fink und Isaac zu singen. Falls der Akademie Studentinnen angegliedert werden, dürfte sich dieser Chor bei weiterem Ausbau als besonders wertvoll für die Entwicklung des Gemeinschaftslebens, namentlich auch in kirchlicher Hinsicht, erweisen.

Mehr als beim mehrstimmigen Singen spukt der Begriff des Konzertes in einigen Köpfen, wenn vom Collegium musicum, der größten Instrumentalvereinigung an der Akademie, die Rede ist. Streben nach konzertmäßigen Wirkungen würde aber sein Wesen, seine Aufgabe und seine Grenzen völlig verkennen. Es soll ähnlich wie die verschiedenen Gesangsgruppen dem Gedanken der Gemeinschaft dienen. Daraus ergab sich die Art des Probens, die auf möglichst selbständige Mitwirkung beim Erarbeiten eines Werkes und auf ein Musizieren ohne Dirigenten hinausging, daraus ergab sich auch die Auswahl der Werke: für das Zusammenspiel kamen hauptsächlich Stücke in Betracht aus einer Zeit, die noch ein geselliges Musizieren ohne Zugeständnisse an solistische Virtuosenkünste kannte (Corelli, Purcell, Geminiani u. a.). Man darf annehmen, daß das Collegium musicum an diesem allem Äußerlichen abholden Art der Musik innerlich wuchs. Seine Arbeit wird ergänzt durch verschiedene Spielgruppen, zu denen sich Klavierspieler und Streicher zusammentun.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Gesang und Instrumentenspiel der selbstverständliche Ausdruck der Gemeinschaft bei Feiern der Akademie waren. Zu diesen gehört nicht zuletzt die Feier des Gottesdienstes. Seine musikalische Ausgestaltung, die zu einem wesentlichen Faktor im Musikleben der Akademie werden muß, wurde von einer Gruppe von Choralsängern betreut, die sich aus Mitgliedern aller Studentenvereinigungen zusammensetzte.

Zum Schluß seien noch die Vorspielstunden erwähnt, die durchschnittlich wöchentlich einmal in einer Freistunde stattfanden. Sie wurden gern besucht, weil sie offenbar einem dringenden Wunsch der Musikliebhaber entgegenkamen, die deutlich empfanden, daß ihrer Bildung etwas Wesentliches fehlte, wenn sie nicht in die Welt unserer Großen eingeführt würden und sich das aneigneten, was Schule oder Elternhaus ihnen nicht gegeben hatte. Nicht nur von den größten Meistern (Bach bis Bruckner) wurden Proben geboten, sondern auch von Meistern zweiten Grades, auch von den heute so verketzerten Romantikern, die mit großer Begeisterung aufgenommen wurden, weil hier Gefühlswerte in der Seele aufstiegen, die in dieser bestimmten Form Gestalt gewonnen haben, auf die man nicht verzichten kann, ohne eine wesentliche Seite deutscher Art aufzugeben. Zweimaliges Vorspielen mit dazwischen eingeschobenem „Unterrichtsgespräch" erwies sich als zweckmäßig. So wurde auch bei der Vorführung des Grammophons verfahren, auf dem schon wegen der überraschend guten Wiedergabe ausschließlich klassische Kammermusik berücksichtigt wurde, wobei wir nach Möglichkeit aus der Partitur mitlasen und durch öftere Wiederholung von Einzelheiten tiefer in den Sinn des Werkes einzudringen uns bemühten.

So kurz auch die Zeit bemessen ist, die den künftigen Lehrern an der Akademie zu ihrer Ausbildung zu Gebote steht, ich glaube doch, daß ihnen musikalische Gemeinschaft etwas Lebendiges wird und bleibt. Die Hoffnung, daß die musikalischen Anregungen, die von der Akademie ausgehen, auf fruchtbaren Boden fallen, gründet sich auf dem im Religiösen stark verwurzelten Gefühl der Verbundenheit mit dem Volke und auf der Freude, die die Musik weckt. Man darf daher hoffen, daß der Geist der Gemeinschaft befruchtend auf das Musikleben einwirken und die Pädagogische Akademie eine Keimzelle sein wird, von der lebendige Musikkultur ausgeht.

Auseinandersetzungen zwischen französischer und deutscher Jugend

Von Hermann Platz

Das europäische Problem fängt und verfängt sich immer wieder im Französisch-Deutschen.

Da die Alten vielfach nicht mehr umlernen können und wollen, da es ihnen auch nicht unbedingt und in jedem Falle obliegt, ins Neuland vorzustoßen, hat die Jugend es da und dort unternommen, das französisch-deutsche Problem in ihrer Weise anzupacken.

„Die Tage von Bierville[1])" (d. h. der sechste internationale demokratische Friedenskongreß, verbunden mit internationalem Freundschaftsmonat der Jugend im Schloß und Park von Bierville bei Paris, vom 1. bis 29. August 1926) haben das der weiten Öffentlichkeit offenbart. Es war nicht das erste Treffen, und seitdem sind andere gefolgt und es werden andere folgen. Aber es war das Durchschlagende, insofern es die Welt zum Aufhorchen brachte. Viele sind aufgerüttelt worden und haben seitdem irgendwie mitzuarbeiten gesucht. Andere haben gespottet, gezürnt und gedroht. Das muß wohl so sein.

I.

Freilich das eine mag zugegeben werden: es waren viele Mitläufer dabei, namentlich unter den älteren, viele Versager, die sich die Sache anhörten und dann wieder ihrer Wege gingen. Weder in Frankreich noch in Deutschland ist eine große Bewegung entstanden. Das durfte eigentlich auch niemand erwarten, der die Schwierigkeiten kennt und nicht mit eingebildeten Faktoren rechnet. Die Tatsache der geschichtlichen Auseinanderentwicklung und gegenwärtigen Entfremdung der beiden Völker ist ja nicht aus der Welt zu schaffen. Sie ist da und wird durch Leidenschaft und Vorurteil nur zu oft noch entstellt; die Linien werden vergröbert, die Ziele verdunkelt, damit sich ja niemand mehr zurechtfindet und die an aller Vernunft Irrgewordenen schließlich wie gehetzte Hasen in die Küche der frohlockenden Garmeister laufen. Namentlich im Geschichtsunterricht, aber auch in Deutsch- und Länderkunde, ja sogar in der französischen Kulturkunde wird von unerleuchteten „Patrioten" das Gift des Hasses und der Rachegesinnung in junge Herzen geträufelt. Blindheit und Gedankenlosigkeit feiern billige Triumphe, indem sie einer wehrlos dasitzenden und unkritisch lauschenden Jugend die Schlagworte ihrer versteinerten Männertugend einhämmern. Es ist so leicht, auf Kathedern rednerische Kraftmeierblüten und Gesinnungsüberschwang von Stapel zu lassen und so schwer, in stiller, zäher Arbeit der Wahrheit nachzugehen und ihr einfach und schlicht die Ehre zu geben. Gewiß, nicht wenige würden auch heute noch ihr Leben dransetzen, damit durch einen neuen Krieg alles wieder gut gemacht würde, wie wir es vier Jahre getan haben, als wir es im Schützengraben als unsere Pflicht ansahen. Aber über diese Blutwallung und Gewaltlösung, die der Jugend noch vielfach als Ausfluß echter ungebrochener Kraft und Mannheit erscheinen, hinaus zur Einsicht in die Erfordernisse der neuen Zeit zu gelangen, das ist so schwer. Dieses Weitergehenmüssen leuchtet einer Jugend nicht ohne weiteres ein,

[1]) Unter diesem Titel wurde 1926 im Werkbundverlag in Würzburg ein vielbeachteter Bericht herausgegeben.

namentlich wenn ihr der Kampf um eine vernünftige Neuordnung Europas als „Narretei" und „Lämmerblöken" hingestellt wird und sie feststellen muß, daß das Wort von „Frieden und Leben" nicht ebenbürtig dröhnt neben ihrem Rausch vom „Sterben und Vaterland" (nach Fritz von Unruh).

II.

Die Menschen, die bewußt ankämpfen gegen diesen Geist der unpolitischen Verewigung zeitgeschichtlicher Verkrampfungen, stammen zumeist aus der Jugendbewegung. Es ist ein Glück, daß wir solche Selbsterziehungsgemeinschaften haben, in denen ein selbständiger, von dem romantischen Nationalismus und klassischen Idealismus kaum berührter Geist lebt und wirkt. Alle weltanschaulichen und politischen Spielarten sind hier vertreten. Es ist einfach so, daß dieser eigenkräftig gewordene Geist überall eindringt, auch in die eingeschlossensten Bezirke, um junge und oft auch alte umzuschaffen. Von jüngeren angeregt und getrieben, stellt sich dann vielfach die ältere Erfahrung in den Dienst der neuen Idee (in diesem Falle also der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich) und hilft, organisatorisch und finanziell die Möglichkeit eines Nähertretens und Aussprechens und gemeinsamen Handelns zu schaffen.

Man kann heute sagen, daß diese Treffen unter jungen Menschen (oder unter ihrer tätigen Mitarbeit) schon nach Hunderten zählen. Sie alle aufzuzählen ist unmöglich und unnötig. Sie sind ja statistisch gar nicht zu erfassen. Gerade die, von denen man nichts hört, sind oft die wirksamsten. Da und dort arbeiten auch schon offizielle Stellen mit, solche Aussprachemöglichkeiten zu schaffen. Die Zahl der jungen Zeitschriften, die irgendwie solchen Bemühungen nahestehen, ist unübersehbar. Ich weiß, daß sogar schon über französische und deutsche Jugendbewegung gelesen worden ist und daß die Zuhörer dankbar waren, über solche Dinge aufgeklärt zu werden. Und das nicht bloß in Deutschland. Ich kenne auch zwei französische Germanisten, die die deutsche Jugendbewegung eingehend studiert haben und darüber sachlich ihren jungen Zuhörern berichten. Die Revue germanique hat vor einiger Zeit ganz ausgezeichnete Artikel über denselben Gegenstand gebracht und die neuen Zeitschriften (Revue franco-allemande und deutsch-französische Rundschau, Walter Rotschild Verlag, Berlin-Grunewald) werden ganz gewiß in diesem Sinne sich betätigen. Es ist heute gar keine Seltenheit mehr, daß junge Franzosen in deutschen Zeitschriften und umgekehrt zu Worte kommen.

III.

Freilich sind die ungeheuren Schwierigkeiten bei all dem nicht zu verkennen. Ja, gerade die, die durch praktische Arbeit sie ermessen konnten, wissen ein Lied zu singen von der Unheimlichkeit des fremd rauschenden

Blutes und von der Seichtheit so mancher naiven Unternehmungen und Redereien. Wer den Geist einer fremden Sprache studiert und die Zwangsläufigkeit erkannt hat, mit der sie die Sprechenden immer wieder in festgewordene Prägung hineinzieht, wer weiß, wie so viele Worte, trotzdem sie gleiches zu besagen scheinen, im Grunde doch durch mitschwingende Gedanken- und Gefühlstöne differenziert werden, der wird nicht Gefahr laufen, die Schwierigkeiten zu unterschätzen. Die Geschichte ist die Größe, aber auch das Schicksal Europas. Das Gewordene ist eine furchtbare Vorbelastung alles neuen Werdens. Wir müssen uns damit abfinden. Zum Glück fällt dies der Jugend nicht allzu schwer; sie hat nicht den historischen Blickzwang der Alten, die Dämonie des Lebendigen ist bei ihr, Gott sei Dank, noch stärker als die Dämonie des Toten, ihre Liebe gehört der Zukunft und nicht der Vergangenheit. So können wir hoffen.

Diese Hoffnung wird allerdings nur in Erfüllung gehen, wenn die Jugend sich ernstlich um Kenntnis und Erkenntnis Frankreichs bemüht (nachdem sie ihr eigenes Land kennen und lieben gelernt hat!), wenn sie sich bewußt ist, daß es auf Redefeuerwerke und Verbrüderungsszenen nicht ankommt, sondern auf ein charaktervolles Leben, das in jedem Fall seine Erkenntnis auch bekennt und durchzusetzen entschlossen ist. Ich habe mich schon oft gefragt, ob gewisse junge Menschen, die immer wieder auf bestimmten Tagungen erscheinen und reden, nicht besser täten daheimzubleiben und die Zeit zum Studium der entsprechenden Sachgebiete zu verwenden. Das Richtigste wäre doch, daß diese ehrlich Begeisterten ein ihnen besonders liegendes Sondergebiet (der deutsche Gewerkschaftler etwa die französische Gewerkschaftsbewegung) bearbeiteten und sich zu Sachkennern machten, so daß sie jederzeit ein Wort sprechen könnten, das sich durch diese Sachkennerschaft eben Gehör erzwänge. Allmählich bekommen die Franzosen und die Deutschen ja die nötigen sachlich geschriebenen Bücher, die sie instand setzen, sich in diesem Sinne zu unterrichten[1]). Es ist ein Vorurteil, wenn gesagt wird, daß nur Deutsche solche Bücher schreiben über Frankreich. Wie in der Politik setzen die Voreingenommenen hüben und drüben dieselben Märchen über die Vorbildlichkeit des Eigenen und die Minderwertigkeit des Fremden in Umlauf und finden unter den Nichtsachkennern immer wieder dankbare Gläubige.

---

[1]) Ich will wenigstens einige allgemeineren Charakters nennen: E. R. Curtius. Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. 1918 u. 1923. — E. R. Curtius: Französischer Geist im neuen Europa. 1925. — V. Klemperer: Geschichte der französischen Literatur. V. 1. 2. (1925/26). — O. Forst-Battaglia: Französische Literaturgeschichte der Gegenwart. 1926 u. 1928. — O. Grautoff: Das gegenwärtige Frankreich. 1926. — Frz. Clément: Das literarische Frankreich von heute. 1925. (Billig!)

IV.

Die Problematik liegt bei den jungen Franzosen und Deutschen, wenn sie sich begegnen und gegenseitig helfen wollen, anders als bei den Älteren, wenn sie das Gleiche tun. Das Leben steht noch stärker im Mittelpunkt. Leistungsdrang, Erfolgshunger, Geltungsbedürfnis sind noch nicht so groß, namentlich in den für Annäherungsarbeit in Betracht Kommenden. Der Gedanke an Ausnutzung, Veröffentlichung, Zurschaustellung ist noch nicht so vorherrschend. Das stille Wachsen und Wachsenlassen ist noch selbstverständlich. So kann man allgemein sagen: Französische Jugend kann deutscher Jugend helfen, zu Form und Gestalt zu kommen. Deutsche (bewegte) Jugend kann französischer Jugend helfen, eine Reform ihres Lebens ins Auge zu fassen. Indem junge Deutsche nach Frankreich gehen, suchen sie bewußt oder unbewußt das Geformte. Paris wird allen zum Formerlebnis. Die Menschen, die ihnen begegnen, wirken in ihrer Geschlossenheit und Überschaubarkeit. Indem junge Franzosen nach Deutschland gehen, suchen sie bewußt oder unbewußt das grenzenlose Wogen und phantastische Schweifen des deutschen Geistes, die schwerblütige Innerlichkeit, die unironische Natur- und Sachverbundenheit, die gräbt und grübelt, ohne an Leser und Hörer zu denken. In vielem beginnen die Jungmannschaften sich schon aus allzu großer Entfremdung und Einseitigkeit zu lösen: In den Selbsterziehungsgemeinschaften der neuen deutschen Jugend will man nichts mehr wissen von dem Gruppenindividualismus und Militarismus der alten Verbände. Man sucht über den äußerlichen Drill und Schliff hinaus zu freier Persönlichkeit und geformter Innerlichkeit zu kommen. Die Jungen in Frankreich streben heraus aus allzu sicherer Geformtheit. Man wird unruhig und unbefriedigt. Man schaut aus nach neuen Mitteln und Wegen. Das Individuelle, das Geheimnisvolle lockt. Oft sieht es so aus, als ob die Literatur der Jungen immer fieberhafter, unsicherer, ausschweifender würde. Man mag das neue Romantik nennen. Man mag es Flucht heißen: Flucht in Ferne und Wüste, Flucht ins Kindliche und Naive, Flucht in Sport und Spiel, in Legende und Geschichte, in Seele und Musik. Wenn so die Deutschen einmal sich fassen und ausdeuten und die Franzosen sich vergessen und sich verwandeln können, dann mag die neue Zeit des Verstehens angebrochen sein.

V.

Rein glüht das menschliche Wesen auf, wenn die Jugend unbefangen sich gibt: In ehrlicher Aussprache, im natürlichen Aufsprühen der Kräfte, in Reigen und Lied, wenn alles Tiefe in die ihm gemessene Form fließt. Reiner und überzeugender jedenfalls als dort, wo alles zweckbewußt und absichtsvoll ist. So oft schon, wenn wir im Rauschen der Wipfel und im Frieden der Abende beisammensaßen, wenn wir uns eins fühlten im

Geiste Christi, wenn in der Erinnerung an abendländische Größe der gemeinsame Wille zur Erneuerung aufglühte, glaubten wir dem Ziele nicht mehr allzu fern zu sein. Dann aber kamen auch wieder Stunden, wo des Herzens unbewachte Triebe gegeneinander aufstanden, und wir in großer Not und Hilflosigkeit stumm wurden vor der dunklen Andersartigkeit der Freunde.

Aber das ist unsere tiefste Überzeugung, daß die so zueinander strebende Jugend der Nachbarvölker Großes unternimmt, mag es politisch sichtbaren Erfolg haben oder nicht. Die Jugend hat das Recht und die Pflicht, das heldische: Es muß sein! zu sagen; das große Dennoch! zu wagen. Und wir alle, die wir ihr nahestehen, glauben, daß nichts verloren geht im Reiche des Geistes, am wenigsten das reine Wollen der Wegsucher.

Zur Einführung in die Philosophie

VIII. Zur Metaphysik: die metaphysischen Hauptrichtungen

c) Spiritualismus, d) Monismus.

Für diejenigen, denen die Bedenken gegen den Dualismus zu gewichtig erscheinen, bieten sich zwei Wege, um zu einer Einheitslehre zu gelangen: der Spiritualismus und der Monismus.

Der Spiritualismus (vom lateinischen spiritus, Seele, Geist) ist gleichsam das Gegenstück zum Materialismus. Er erklärt: alles Wirkliche ist seelisch (geistig). Diese Behauptung kann nicht durch Berufung auf die Erfahrung so entschieden widerlegt werden, wie die des Materialismus. Denn es könnte wohl sein, daß das, was sich uns in unmittelbarer Wahrnehmung als materiell anschaulich darstellt, in seiner Beschaffenheit an sich als psychisch zu denken wäre.

Freilich verfehlt wäre es, den Spiritualismus durch die erkenntnistheoretischen Gedanken des Idealismus begründen zu wollen. (Beiläufig sei bemerkt, daß man — unzweckmäßig — den Spiritualismus selbst oft Idealismus nennt.) Man hat nämlich gelegentlich so argumentiert: das Materielle ist uns ja nicht als „Ding an sich" gegeben, sondern genau genommen in Form von Empfindungskomplexen. Empfindungen aber sind psychisch. — Das Trügerische dieser Gedankenreihe liegt darin, daß das „Gegebene" ohne weiteres als „Empfindung" bezeichnet wird. Wenn ich ein gegebenes Rot als „Empfindung" fasse, so deute ich es schon psychisch. Ich kann es auch physisch deuten, z. B. als Eigenschaft eines Tuches.

Indessen der Spiritualismus ist nicht genötigt, sich derart zu rechtfertigen. Aber auch wenn er den Begriff des Psychischen über das Bewußte ausdehnt und das „An sich" des Materiellen in einem unbewußt Psychischen wie z. B. Schopenhauer erblickt, wird man ihm doch das Bedenken entgegenhalten können, daß die in der Erfahrung gegebene tiefe Verschiedenheit zwischen dem Psychischen und Physischen in dem „An sich" begründet sein müsse. Es sei darum wenig sachgemäß, dieses „An sich" lediglich mit dem Namen des einen Erfahrungsbestandes als „psychisch" zu bezeichnen.

Richtiger sei es, einen allgemeinen Begriff zu suchen, der den Wesenskern sowohl des Psychischen wie des Physischen erfasse.

Solche Erwägungen führen in den Gedankenkreis des sogenannten Monismus. Wenn dieser Name, der nichts weiter besagt als „Einheitslehre", tatsächlich auch auf Materialismus und Spiritualismus paßt, so ist es doch nicht üblich, sie damit zu bezeichnen, vielmehr nennt man Monismus eine Richtung, die sich im Kampfe gegen den (christlichen) Dualismus entwickelt hat (und an Spinoza, Fechner und Haeckel ihre bekanntesten Vertreter hat). Man suchte den Dualismus dadurch zu überwinden,

daß man betonte, die Zweiheit des Psychischen und Physischen ist nicht ein letzter Wirklichkeitsbestand, sondern sie sind „Seiten" (Erscheinungsweisen) eines einartigen Absoluten. Dabei faßte man entweder das Absolute so, daß es lediglich in diesen beiden „Seiten" bestehe, d. h. was ich „in mir" als psychisch erlebe, das stellt sich einem andern Subjekt als physisch dar (also etwa, was für mich selbst Bewußtsein ist, das sind für einen Mitmenschen physische Vorgänge in meiner Gehirnrinde — wobei nur zu fragen wäre: warum ich mir selbst auch als Körper erscheine?). Oder man sah in dem Absoluten etwas dem Psychischen und Physischen als seinen beiden Erscheinungsweisen zugrunde Liegendes, von ihnen aber Verschiedenes. Versucht man überhaupt, dies begrifflich zu fassen, so wird wohl der Begriff der „Energie" bzw. der Kraft dafür am geeignetsten sein — eine Ansicht, wie sie z. B. Müller-Freienfels in seiner „Metaphysik des Irrationalen" vertritt. Freilich muß man bedenken, daß auch im Monismus die letzte Einheit mehr gefordert bzw. durch ein Wort angedeutet als wirklich sicher aufgewiesen ist; denn warum nun gerade der Absolute sich in jener Zweiheit darstellt, das bleibt unerklärbar. Und wenn vielfach die Monisten auch noch die Wechselwirkung leugnen und dafür den psycho-physischen Parallelismus lehren, so ist eine solche durchgehende „Entsprechung" des Psychischen und Physischen bei ihrer wesenhaften Verschiedenheit schwer durchzuführen und bleibt auch in sich etwas höchst Befremdliches. So sieht sich schließlich unser „metaphysischer Trieb" gehemmt.

Aussprache

Leitende Gesichtspunkte für unsere Zeitschrift

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich wäre für gefl. Mitteilung dankbar, unter welchen Gesichtspunkten die Zeitschrift eigentlich geleitet wird. Ich bemerke hier, daß ich mit Nachstehendem auch die Ansicht anderer Leser der Zeitschrift ausdrücke.

Soll die Zeitschrift eine katholisch-christliche sein, deren Zweck es ist, ein Zusammenstimmen katholischen Glaubens mit verschiedenen Philosophie-Richtungen (oder besser vielleicht -Ausschnitten) aufzuzeigen? So scheint, als ein Beispiel für viele, der Aufsatz im August- und Septemberheft: „Der Geist und seine drei Verwandlungen" nichts anderes zu beinhalten als das alte christlich-katholische Lehrgebäude mit modernem Verputz. Sicher hat der Verfasser damit vielen geholfen, die die Bibel mit manchem neuen Wissen nicht selbst zusammenklingen lassen konnten. Von ganz unphilosophischen Abschnitten will ich gar nicht reden.

Aber Philosophie ist vielleicht doch mehr als der Versuch, ein altes Gebäude neu aufzuputzen, um es zu retten. Philosophie ist auch keine Flickschusterwerkstätte und keine Rettungsanstalt für Schiffbrüchige. — Warum kommt kein Nietzsche zu Wort? Warum die Leute einschläfern: „Euer guter Vater im Himmel wacht!"? Warum nicht aufrütteln: „Zeigt, was ihr in euch habt, wie stark euer Inneres ist!"? Es ist nicht sicher, daß das Heil der Menschheit in der Mittelmäßigkeit liegt! Und Nietzsche als der Herrengeist, der Individuelle, der Einzelne — und der Kommunismus mit der Gleichheitsforderung und der Masse stehen auf zwei Seiten feindlich zu der Mitte der Bürgerlichkeit, zu der kompromißlerischen Lauheit (die auch ein Christus einst — wenn auch in einer anderen Frage — aus seinem Munde ausspeien wollte).

Ergebenst W. Sch., Stuttgart.

Antwort der Schriftleitung. Die für die Gestaltung der Zeitschrift maßgebenden Gesichtspunkte sind erkennbar 1. aus ihrem Namen: Unser Philosophieren soll aus dem Leben, seinen Nöten und Problemen herauswachsen und soll auf das Leben klärend, anregend, richtunggebend zurückwirken; 2. aus dem im Anfang jedes Heftes sich findenden Vorspruch: „Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen".

Daraus — wie aus allen bisher erschienenen Heften — ist erkennbar, daß unsere Zeitschrift nicht eine „katholisch-christliche" ist, wohl aber, daß sie neben anderen

auch diese für unser Kulturleben so außerordentlich einflußreiche Richtung zu Wort kommen läßt. Daß auch Nietzsche nicht totgeschwiegen wird, zeigen frühere Hefte.

Wenn die Zeitschrift der Volkseinheit dient durch Ermöglichung „sachlicher" Aussprache der verschiedenen Weltanschauungsrichtungen, so will sie zu diesem Zwecke auch hinausführen aus jener engen und ungütigen Art, über andere Richtungen in harten Worten lediglich abzuurteilen, wie sie so häufig uns entgegentritt.

Als „kompromißlerische Lauheit" kann man unschwer jeden Versuch, eine Synthese zwischen Altem und Neuem zu finden, abtun: aber gegen das sachliche Recht solcher Synthese beweist das nichts. Ebenso ist es recht leicht, extrem und radikal zu sein — in Gedanken und Worten; im Leben und Tun steht es anders! A. M.

Zur Frage der Abstinenz

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihren Aufsatz über „Enthaltsamkeit" (Jg. 1928, H. II) habe ich mit Interesse — freilich nicht mit durchgängiger Zustimmung gelesen. Wohl scheinen Ihre grundsätzlichen Betrachtungen mir richtig zu sein — aber sind Ihre konkreten Schlußfolgerungen daraus jedoch nicht zu „rigoristisch" und (sit venia verbo!) übereilt?

Wenn nämlich zugegeben ist, daß der Einzelne einen so mäßigen Gebrauch von Genußmitteln machen kann, daß dadurch seine Gesundheit nicht wesentlich (evtl. gar nicht) geschädigt wird — was hindert denn (NB. selbst wenn man auf einen sozialen Gesichtspunkt sich stellt), daß man — eben der Kantischen Maxime gemäß — den Standpunkt als ethisch berechtigten einnehme: so wie ich es tue, können auch alle anderen es halten (indem natürlich ein jeder in concreto ein verschiedenes Maß beobachten muß — je nach seiner Gesundheits-, Vermögenslage usw.).

Ich kann nicht dafür, daß mir scheint, daß Sie von der Scylla des unrechtmäßigen Individualismus in die Charybdis des übertriebenen Universalismus gefallen sind. Ein Standpunkt wie der Ihre scheint mir logisch nur von einer grundsätzlich asketischen Lebensauffassung aus folgerichtig zu sein, einer Auffassung, die prinzipiell den Unwert alles Genusses statuiert — was natürlich, nebenbei gesagt, logisch nicht zu rechtfertigen wäre. Und für die Askese als prinzipiellen Standpunkt vermag ich mich jedenfalls nicht zu entflammen. A. G.

Bemerkung des Herausgebers.

Betrachten Sie die Frage wirklich vom sozialen Gesichtspunkt? Fühlen Sie sich auch mit verantwortlich für die Gemeinschaft und deren Sitten?

Man hat längst erkannt, daß ein Hauptquell des Übels die unser geselliges Leben allenthalben durchziehenden Trinksitten sind. Diese aber haben ihren Hauptsitz an den Hochschulen. Was aber das Schlimmste ist, man empfindet sie dort meist noch nicht als schwere Unsitten, sondern man redet sich wohl gar noch ein, sie hätten erzieherische Bedeutung.

In der „Hessischen Hochschulzeitung" (1927, Nr. 5) schreibt ein Studierender: „Selbstverständlich wird der Kneipbetrieb in den Verbindungen stets eine große Rolle spielen, aber auch er hat den Zweck der Erziehung zur Selbstbeherrschung in einem alkoholisierten Zustande, „der oft im Leben eintreten kann."

Erscheint es da nicht viel zweckmäßiger, die Erziehung zur Selbstbeherrschung darauf richten, daß ein „alkoholisierter Zustand" überhaupt nicht eintritt?!

Wie sich übrigens jene „Erziehung zur Selbstbeherrschung im alkoholisierten Zustand" in der Praxis gestaltet, mag man aus dem Folgenden ersehen!

In H. Domela „Der falsche Prinz" (Berlin, Malik-Verlag), einem Buche, das sehr zu denken gibt, findet sich auch eine Schilderung einer Kneipe des „feudalsten" Heidelberger Korps „Saxoborussia".

Obwohl das Buch so weite Verbreitung gefunden hat und obwohl diese Schilderung von einer unserer größten Zeitungen abgedruckt worden ist, hat man nichts davon gehört, daß das betreffende Korps sie für unwahr erklärt hätte. Sie wird darum — leider — für zutreffend angesehen werden müssen.

Wir ersparen es uns, die Gespräche wiederzugeben, die aus dem ersten Teil der Kneipe berichtet werden. Hier kommt es uns nur auf den Kneipbetrieb als solchen an.

Darüber aber heißt es:

„Um so munterer ging jetzt die Kneipe weiter. Die Füchse waren gehalten, aus riesigen Gefäßen Unmengen von Bier zu vertilgen. Immer wieder wurden sie ‚in die Kanne' geschickt. Gemsdorf nahm für sich sämtliche Gefäße von der Wand herab und begann wacker zu zechen. Das Bier troff ihm förmlich den Mund herunter. Unter vielem Geschmatz und kräftigem Rülpsen drückte er seine animalische Befriedigung über den Abend aus. Ich hätte gedacht, hier einmal ein Studentenlied zu hören, einen Kantus, wie ihn in München die Turnerschaft zu singen pflegte, aber nichts von alledem. Als ich dem Grafen meine Verwunderung darüber äußerte, erwiderte er: ‚Ach, das überlassen wir den Burschenschaftern und anderen romantisch veranlagten Jünglingen; so etwas ist hier nicht mehr zeitgemäß.' Als die Stimmung infolge des gegenseitigen Zutrinkens und des Ulks, der dabei getrieben wurde, höher und höher stieg, stellten sich die Füchse in Reih' und Glied auf und fingen an, im Sprechchor einen Vers herzusagen, der die gemeinsten Zoten enthielt. Sie beteten den Vers monoton herunter, einen ellenlangen Schmutz. Als sie damit fertig waren, mußten sie mit einem Gemäß Bier diesen Dreck begießen. Ich war wütend. Ich verhehlte dem Grafen mein maßloses Erstaunen nicht. Ich sagte ihm rundheraus, daß ich darin eine bodenlose Geschmacklosigkeit sähe. ‚Sehen Sie sich doch nur den jungen Reisleben an! Der Bengel ist ja über und über rot geworden.' Abweisend entgegnete jedoch der Graf: ‚Das ist mir der Richtige! Der hat's faustdick hinter den Ohren. Und im übrigen, warum sollte er's als Fuchs besser haben, als ich es gehabt habe. Unter dem Grafen Bl. H. hatten die Füchse es viel, viel schlimmer.'

Die Kneipe ging weiter und das Saufen wurde immer unheimlicher. Auf einmal faßte mich Gemsdorf unter den Arm und sagte: ‚So, Prinz, jetzt müssen Sie kotzen lernen. Reisleben, anschwirren! Zum Kotzen!' Darauf goß Reisleben noch rasch einen Liter Bier hinunter. Wir verfügten uns in ein Nebenzimmer, das eigens für diese Zwecke eingerichtet war. Der Beau folgte in das Lokal für die Bierleichen, dessen ganze Einrichtung aus einer harten Pritsche bestand. Als einziger Schmuck hing ein Schild von der Decke, auf dem zu lesen war: ‚Hier hat Goethe mit Vorliebe, sinnend und dichtend, in den Herbsttagen des Jahres 1814—1815 geweilt.' Als Gemsdorf meine Verwunderung darüber merkte, sagte er stolz: ‚Ja, alte Sufftrophäe oben vom Schloß.' . . . Als ich hinausgehen wollte, sagte Gemsdorf mit einem Blick auf das Lokal, in dem die Pritsche stand: ‚Heut' wird auch nun gar nicht gesoffen. Graf legt Wert auf Haltung und guten Ton. Schande, daß Durchlaucht keine Bierleiche sehen. Sobald Aas Geist aufjibt und vom Stuhl kippt, wird's an de Beene gepackt und hier 'ringeschleppt. Ganzer Fuchsenstall hebt sich und singt Choral, na, Durchlaucht wissen ja . . ., Jesus, meine Zuversicht . . ., Ach bleib' mit deiner Gnade.' Als ich zurückkam, wurde ich allgemein bemitleidet, daß ich den ganzen Salat im Magen behalten hatte.

Das Zimmer um mich herum begann sich zu drehen, zu kreisen wie ein Karussell. In welche Ecke ich auch sah, immer saß jemand da, der den ‚Lieben Augustin' sang, immer diesen fürchterlichen Augustin. Die Gesichter blöckten mich an. Die gröhlenden Stimmen brandeten dumpf und verwirrend an mein Ohr. Gestalten mit einknickenden Beinen tasteten sich die Wände entlang. Das Zimmer wurde immer dunkler. Unausgesetzt wimmerte das Klavier den ‚Lieben Augustin'. Dazwischen schwirrten und tobten menschenähnliche Laute. Ein paar Diener tauchten auf einmal irgendwo aus dem Dunkel auf, stülpten mir eine Mütze auf den Kopf, es hob und senkte sich, von ein paar Armen gehalten, ging es im Gleitflug die Treppe hinunter. Mäntel flatterten um mich her. Ich sank in einen Sitz. Türen knallten, Hupensignale . . . Mit dem ganzen Spuk in Nacht und Nebel ab."

Auf dasselbe Problem beziehen sich die zwei folgenden Zuschriften:

Abstinenz-Religion des Körpers

Von Emil Klein (Antwerpen).

Es ist ein Zeichen geistiger Leere und daraus bedingter Lebensunlust und Lebensüberdrusses, wenn man gezwungen ist, in Rausch oder Vergnügen Zuflucht zu finden vor sich selbst, vor der inneren Gewissensstimme, die Abrechnung verlangt, Abrechnung über das Lebensziel, über den Lebenszweck, eine Abrechnung, die man infolge

des aus geistiger Leere entstehenden vollkommen wertlosen Lebens nicht zu geben imstande ist. Man ist so gezwungen, das Gewissen auf irgendeine Art und Weise zum Verstummen zu bringen, obwohl dadurch bewußt die Gesundheit schädigend und so langsam Selbstmord begehend. Ja, man scheut gar nicht einmal davor zurück, es mit dem Revolver auf einmal für immer zum Verstummen zu bringen. Philosophisch und in ihren psychischen Ursachen auf gleicher Stufe stehend ist aber auch das Gegenteil, die übertriebene Körperbejahung, das Sehen des einzigen Lebenszweckes in möglichster Vermeidung jeder Schädigung des Körpers — ohne dabei sich bewußt zu sein, wozu den Körper erhalten —, wie sie sich in all den Bewegungen ausdrückt, die als Nachkriegserscheinung in Deutschland gar so üppig wuchern, angefangen bei den Nähr- und Aufbausalzen, Reinigungsölen, Verjüngungsmitteln, bis zur fleischlosen Kost, Reform- und Gesundheitskleidung und Abstinenz. Es soll gewiß gegen all diese Dinge nichts gesagt werden, sind sie doch von gewisser Wichtigkeit, aber es ist unerhört, daß es — man verzeihe den Ausdruck — Organisationen für geregelten Stuhlgang als g e i s t i g e Bewegung gibt, mit eigener Ideologie, mit Verbandstagungen usw. Organisation ist die Verkörperung des Lebenszieles einer Gruppe Menschen, die sich zur Erreichung dieses Zieles zusammentut, sich organisiert. Organisation ist die Äußerung geistiger, ideeller Bewegung und Vorwärtsentwicklung, und es ist eben ein Zeichen größter Ideenarmut, wenn sich der Drang nach Organisierung, der ja im Menschen liegt, zu solchen Zielen zum Ausdruck zu bringen gezwungen ist. Dieser Mangel an Idealen mag eine Erscheinung der Zeit sein, die mit all den alten Lebenszwecken und -zielen aufgeräumt hat, die aber noch nicht imstande war, neue Ideale, neue Werte zu schaffen, die das Leben und das Streben für sie wert machen. Daher dieser Materialismus, diese Religion der Materie, des Körpers, die sich nicht nur im Beruf, in der Schaffung der Lebensmöglichkeiten auf so rücksichtslose Art und Weise äußert, sondern die den Menschen von heute auch in seine Feierstunden, in die Stunden, die geistiger Erholung und Wiedergeburt gewidmet sein sollten, begleiten.

Warum sich aber diese selbe geistige Leere, auf zwei so diametral entgegengesetzte Weisen äußert? Hier Lebensverneinung, dort übertriebene Lebensbejahung. Die Theorie mag wohl ihre Richtigkeit haben, daß es von den sozialen Lebensbedingungen auch in großem Maße abhängig ist, die diese geistige Leere begleiten. Der materiell elend stehende, von Sorgen um das tägliche Brot geplagte Arbeiter, der sowieso vom Leben nichts mehr erhoffen zu können glaubt, wird sich in den Rausch, in das Vergnügen, in das Vergessen stürzen, ohne Rücksicht auf seine Gesundheitsschädigung, weiß er doch nicht, wozu Gesundheit, wozu Leben. Nur nicht nachdenken, nur keine freie Zeit haben, schnell das Leben vorbeifliegen lassen! Wem das Leben aber nicht gar so viele Enttäuschungen gebracht hat, auf den wirkt der Hunger, die Begierde nach dem Wissen um den Sinn des Lebens, nach Erforschung der Lebenszusammenhänge ganz anders. Er sucht nach Gründen für die Unzufriedenheit der Menschen, für den Unfrieden untereinander und in sich, für all das Unglück, das auf der Erde herrscht, und infolge seiner vollkommen materialistisch eingestellten Gedankenrichtung glaubt er sie nur im materiellen Leben der Menschen suchen zu müssen. Er glaubt dann, durch Vermeidung der und jener Speisen ein besserer Mensch werden zu können, glaubt durch Propagierung solcher Lebensregeln die ganze Menschheit bessern zu können, bis sich schließlich aber die große Ernüchterung einstellt, das Gewissen findet erneut keine Antwort auf seine Fragen, und es besteht die große Gefahr, daß der Pessimismus auch diese Menschen zur ersten Gruppe treibt. Theoretisch müßte das wenigstens die logische Folge einer so materialistischen Lebensweise sein, denn auf die Dauer kann sich der menschliche Geist auch mit diesen Dingen nicht zufrieden geben. Daß es sich in der Praxis glücklicherweise nicht auf solch krasse Weise äußert, liegt nur an der Trägheit der Menschen, die den Weg aus ihrem Milieu und ihrer Lebensweise, auch wenn ihr Gewissen ihnen denselben weist, nur allzu schwer finden.

Wenn man all das eingesehen hat, kann man nur zu einem Mittel der Abhilfe greifen, das das Übel an der Wurzel auszureißen imstande ist. Das wäre zunächst Verbesserung, liebevolle Verbesserung der Lebensmöglichkeiten weiter Kreise des Volkes, des sogenannten niederen Volkes, um es nicht dem Alkohol und dem Rausch in die Arme zu treiben. Dazu gehört aber vor allen Dingen ein großer Teil idealen Ge-

fühls, Gefühls für das Pflichtbewußtsein der Menschen zueinander, für das Verantwortungsbewußtsein der Menschen füreinander, dazu gehört also Erziehung des gesamten Volkes zu idealerer Lebensauffassung, Schaffung und Lehre von neuen Lebenszielen, Hand in Hand damit Abkehr von der kleinlichen, egozentrischen Lebensauffassung der heutigen Generation, daß sie sich fühlen als Glieder, als kleine Teilchen einer großen Menschheit.

Steht es aber so, so kann ein gesetzliches Verbot und sonstige amtliche Maßnahmen überhaupt keine Abhilfe schaffen. Den besten Beweis hierfür liefert Amerika, wo trotz — oder ich möchte beinahe sagen, wegen des Alkoholverbots soviel Mißbrauch mit demselben getrieben wird, und es zu so vielen Vergiftungen usw. kommt. Die Statistik müßte feststellen, ob unter gleichen Umständen die Schäden des Alkohols mit oder ohne gesetzliches Verbot größer sind, wenn eine solche Untersuchung überhaupt möglich ist. Aber selbst wenn die Untersuchung zu ungunsten des freien Alkoholverkehrs ausfallen würde, gäbe es noch immer Bedenken gegen ein Verbot. Das wären zunächst prinzipielle Bedenken über die Rechte des Staates, ob er es unter Strafe stellen kann, daß der einzelne bewußt seine Gesundheit durch Alkohol untergräbt. Denn die Gefahr für die Allgemeinheit, wie sie durch Verbrechen Betrunkener entsteht, ist durch den bloßen Alkoholgenuß nicht gegeben. Ein Schutz der öffentlichen Sicherheit kommt also nicht soweit in Betracht, daß der Staat ein Recht zum Eingreifen hat, ebensowenig wie wir die Berechtigung des § 175 trotz Haarmann anerkennen. Dann wäre noch die Frage zu untersuchen, ob nicht der Schutz nachfolgender Geschlechter vor Krankheit und Elend dem Staat das Recht gäbe, den Alkohol zu verbieten. Aber auch da könnte der Staat nicht mehr tun, als notorischen Trinkern die Heiratserlaubnis zu untersagen bzw. die Heiratsfähigkeit zu unterbinden, aber auch das erst, wenn er dasselbe bei allen sonstigen mit vererbbaren Krankheiten Belasteten wie Schwindsüchtigen, Tuberkulösen usw. tun würde. Aber noch ein anderes Moment kommt hierbei in Betracht. Es besteht die große Gefahr, ja die Sicherheit, daß solche Gesetze ehrenwerte Menschen zu Verbrechern machen können. Ein Glas Wein hie und da ist zunächst durchaus kein Unrecht. Besteht aber ein Alkoholverbot, so wird es zum Verbrechen, und wertvolle Menschen können durch derlei Vergehen und daraus entstehenden Konflikten mit dem Strafgesetzbuch zu Vorbestraften und so von Staats wegen auf die Verbrecherlaufbahn gebracht werden. Gar nicht zu reden von den vielen wirklichen Vergehen, die ein solches Verbot nach sich ziehen müßte, wie Schmuggel, Handel mit verfälschten Nahrungsmitteln und von den schweren Gesundheitsschäden, die ein Ersatz des wohlzubereiteten, einwandfreien Alkohols durch anderen, zum Genuß unbrauchbar gemachten oder gar auf unsachgemäße Weise selbst hergestellten Alkohol nach sich zieht. Der Staat sollte sich deshalb sehr hüten, gerade seinen Sorgenkindern Verbote zu erlassen, deren Rechtmäßigkeit und Zweck sie nicht einsehen, und die zu befolgen sie nicht imstande sind, und sie so zu Übertretungen gleichsam zu zwingen, ebensowenig wie es der Pädagoge tun wird. Er sollte vielmehr sein Möglichstes tun, die Ursachen zu diesen Leidenschaften, die Lebensunlust, zu unterbinden, indem er zunächst die Lebensmöglichkeiten weiter Volksschichten verbessert, und die Jugend zu wertvollen Lebenszielen erzieht. Dann wird von selbst das Bedürfnis nach Berauschung schwinden. Das gelegentliche Gläschen zur Anregung, das trotz alledem noch übrigbleiben würde, denn zur völligen Abstinenz sollte und würde es nicht führen, schadet dann auch nichts mehr. Aber ebenso wie der Staat sollte auch die Gesellschaft sich eingehend um die Opfer der Trunkenheit bekümmern, und sie zu retten suchen, — noch bevor sie Opfer geworden sind, das ist dann wahre Gerechtigkeit.

Bemerkungen des Herausgebers.

Unser Februarheft 1928 brachte eine Reihe von Aufsätzen, die geeignet sind, die hohe Bedeutung richtiger Gesundheitspflege und insbesondere auch die Bekämpfung des Alkoholismus darzulegen.

Die ganze Tendenz der Ausführungen des Herrn Klein scheint mir dahin zu gehen, die Wirkung jener Aufsätze abzuschwächen. Bemerkenswert ist aber, daß er in jenen Aufsätzen selbst keinerlei Angriffspunkte findet. Er weist darum hin auf Übertreibungen, die in der Sorge für die Gesundheit vorkommen sollen. Aber Tatsachen bringt er

nicht bei; und jedenfalls ist nirgends von uns behauptet worden, daß ein gesunder Körper der schlechthin höchste Wert sei.

Er kommt auf das Alkoholverbot in Nordamerika zu sprechen. Aber Kampf gegen den Alkoholismus bedeutet noch nicht Forderung eines staatlichen Verbots.

Er argumentiert endlich mit Gedanken wie den: „Das gelegentliche Gläschen zur Anregung schadet ... nichts." In dem gleichen Atemzug aber fordert er, daß man „die Jugend zu wertvollen Lebenszielen erzieht".

Zu diesen „wertvollen Lebenszielen" aber rechnen wir auch: die Gesundung unseres Volkes und seine Befreiung von der Alkoholismusseuche zu fördern. Um so zu erziehen, muß der Erzieher selbst das gute Beispiel geben; das wird ihn dazu treiben, auch „auf das gelegentliche Gläschen" lieber freiwillig zu verzichten. (Dies möge auch Herr A. G. bedenken!) Nur solches Beispiel wird auch unsere Jugend vor dem schädlichen Zigarettenrauchen bewahren!

Endlich scheint Herr Klein vorauszusetzen, daß lediglich das „niedere Volk" durch sein Elend dem Alkohol in die Arme getrieben werde. Wer trinkt denn aber die teueren Exportbiere, die feinen Weine, die Liköre und den Sekt?! Wer aber den Kampf gegen die Trunksitten in allen Klassen als Pflicht erkennt, wird der nicht auch zur Abstinenz kommen?

Inkonsequenzen des modernen Lebens

Von Willm Schmidt, Darmstadt

Unser Zeitalter steht unter dem Zeichen der absoluten Bewußtheit des Lebens; so ist denn normative Einsichtslosigkeit zu allen Verfehlungen in der Sinnerfüllung der Grund. Alles was wir unbedacht vollbringen, leben wir gewohnheitsmäßig, ohne das Dafür und das Dawider gehörig zu ermessen. Auf diese Weise können Widersprüche in unserem Leben so lange wirksam bleiben, bis wir sie als solche erkennen und alsdann unbedingt gegen sie vorgehen müssen. Denn das ist die tiefe Bedeutung der dem „denkenden Menschen" aufgegebenen eigentätigen Lebensgestaltung: Vernunft duldet einfach keine Unvernunft, will vielmehr absolute Konsequenz in all unserem Tun und Lassen. Und dies um so mehr, als gerade die eigentümliche Würde des modernen Menschen steht und fällt mit der einwandfreien Selbstgesetzlichkeit in den Pflichten und Genüssen des Daseins. Und darum wohl auch kein reines Lebensglück ohne jene innere Tugend sittlicher Folgerichtigkeit.

Es sind die Inkonsequenzen auf allen Wertgebieten unseres Lebens, die, auf die Dauer nicht lebensfähig, den tiefen Sinn einer um neue Lebensgestaltung ringenden Zeit trüben und betäuben! — Bleiben wir einmal bei den mehr materiellen Lebensangelegenheiten, etwa der Frage gesundheitlichen Lebens und des sportlichen Bestrebens mit dem Ziel, größere Natürlichkeit in unseren gefährlich veränderten Lebensumständen herbeizuführen. Welcher Zeitgenosse, der Anspruch darauf macht, in obigem Sinn „moderner Mensch" zu heißen, hätte hier nicht schon jene Spannungen und Krisen durchgemacht, die der Gegensatz zwischen besinnlicher Körperertüchtigung und eingefleischten Lebensgewohnheiten immer wieder hervorrufen muß? Surén: „Alkohol und Leibesübungen sind die größten Gegensätze, die größten Feinde." Aber lebt wirklich der sportliche Mensch mit derartiger sittlicher Konsequenz, um in diesem Kampf die äußere Schädlichkeit der Reizmittel aus dem inneren Sinn des Sports zu überwinden? Wir können es uns ersparen, die Schilderung all der lässigen Halbheiten und schwächlichen Kompromisse zur Illustration des „männerbildenden Sportgeistes" heranzuziehen. Bezeichnend genug, daß man auch hier, wie bei allen von der Vernunft bedrohten Zeiterscheinungen gerne vermeidet, eingestandenermaßen darüber zu reden! Keinerlei Ekel des Gewissens über die Bankerott-Erklärung des vernunftsittlichen Wesens, die darin besteht, etwa sofort nach dem Training in Cafehäusern zu sitzen, ja selbst unabhängig von gesellschaftlichem Zwang, den man als heteronome Entschuldigung anführt, Hausgymnastik und allerlei Stimulantia sinnlos hintereinander anzuwenden! (Es gibt sogar sophistische Theorien, die dem modernen Menschen notgedrungen den Gebrauch eines Stimulans zugestehen wollen.) Und das in einer Zeit, deren Sehnsucht und Sinn es gerade zu sein scheint, mit willenlos durch Jahr-

hunderte fortgeschleppten biologischen Schädigungen aufzuräumen! — Und fällt das alles unter das Kapitel: Leben und „es leben lassen"; aus welchem Punkte aber ist allein hier zu kurieren?

Wohlgemerkt: es geht hier zweifellos noch um weit mehr als um bloße physische Abstinenz, es geht um das Rückenmark unserer Zeit: um geistige Reinheit und Würde! Die Unhaltbarkeit dieses unentschiedenen Zustands kommt zum Austrag, sobald nur sittlicher Ernst und Mut jener geheimnisvollen aber unbedingten inneren Nötigung das Wort in der Entscheidung aller Entweder-Oder geben will. Wer aber keinen Anstoß daran nimmt, derart Sinn und Widersinn länger miteinander zu paaren, ohne daß sein Selbstbewußtsein und seine Selbstachtung unerträgliche Stöße erleidet, dem ist die Würde des modernen Menschen abzuerkennen. Denn hat man z. B. vor, in unverantwortlicher Gedankenlosigkeit das, was man für seinen Körper tun will, durch eine „Selbstvergiftung" anschließend wieder zunichte zu machen, dann hat der Sport wenigstens als Lebensnotwendigkeit seine Daseinsberechtigung verloren, wenn er nicht ohnehin schon wie alle die andern „Vergnügungen" nur der Zerstreuung und Betäubung diente. Man sage aber nicht: solches Leben mit seinen Genüssen verhalte sich wie eine Einnahme-Ausgabe-Bilanz, wie der Stoffwechsel etwa; der Kräftigste von uns wäre also in der Lage, seinem Körper die größten Schädigungen zumuten zu dürfen. Als ob es sich hier um naturgemäße Kraftansammlung und Verausgabung handelte!

Und zugegeben: wir wissen bei diesem scheinbar unvermeidlichen „tragischen Zwiespalt" sehr wohl um beides, den Nachteil der Stimulantia und den Sinn des Sports, so erkennen wir den Hauptmangel vernunftgemäßer Durchdringung des Lebens darin: Wir denken nicht gründlich genug zu Ende und ziehen allenthalben zu wenig Folgerungen und besonders: wir beziehen unsere einzelnen Lebensfunktionen nicht mehr organisch auf einen ethisch maßgeblichen Sinn, der sie daran hinderte, gegeneinander zu wirken. — Und wenn wir denn mit unserem tendenzlosen Räsonnement an eine noch so bekannte Tatsache rührten; es kommt noch darauf an: Die Brüchigkeit unseres Daseins muß uns in ihrer ganzen Krassheit vor Augen treten, wenn wir uns ihrer — der Anfang zur Überwindung — im Geiste schämen wollen. Da die an unserem Gebiete dargestellte Unvernunft hier wie in tausend analogen Fällen des modernen Lebens also nicht eine Frage der individuellen Leistungsfähigkeit ist, sondern der persönlichen Menschenwürde und Kulturverantwortlichkeit, so ist ihr auch durch keine Predigt und kein staatliches Prohibitorium abzuhelfen. Einsicht und Willenskraft des Einzelnen! Glaube daher auch niemand in bezug auf die angedeuteten Inkonsequenzen es „mit sich wagen" zu dürfen; er lebt ja nicht für sich! Dekadenzerscheinungen rühren nicht von heute und nicht von gestern, wenn auch die Menschheit bis hierher so erstaunlich „viel vertragen" hat... Indessen, man blicke heute auf die marktschreierischen Reklamen der Weinkellereien und Zigarettenfabriken mit ihren romantischen Reminiszenzen und entnehme doch daraus die Hoffnung auf die langsam zu sich selbst kommende Naturvernünftigkeit eines „denkenden Lebens". Geistige Reinheit und Würde! „Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt!"

Emile Coué

Im 2. Heft dieser Zeitschrift (S. 37) nennt F. Gerkemper den 1926 in Nancy verstorbenen Apotheker E. Coué einen „medizinischen Charlatan". Im Anschluß an diese Bezeichnung seien mir einige Bemerkungen gestattet, die versuchen sollen, die Bedeutung dieses Mannes etwas zu erhellen. — Unter einem Scharlatan versteht man einen Schwätzer und Gaukler, insbesondere einen marktschreierischen Arzt, einen Pfuscher. Kann das von Coué gesagt werden? Seine Lehre und sein Verfahren beruhen auf einer bedeutsamen Schätzung des unbewußten Seelenlebens, auf der psychologischen Erfahrung, daß jede Vorstellung die Tendenz hat, sich in die Wirklichkeit umzusetzen, wenn sie Leben besitzt und im Bereich des Möglichen liegt; beide gründen außerdem auf der Erkenntnis, daß der Mensch sehr leicht — manche behaupten sogar immer und überall — Suggestionen unterliegt. Deshalb sollen nach der Heilmethode Coués die schädlichen Suggestionen und Selbstsuggestionen durch günstige Selbstsuggestionen ersetzt werden. (Daß daneben bei ihm auch starke Fremdsuggestion eine

Rolle spielt, sei der Vollständigkeit halber erwähnt.) Diese Therapie fußt also auf der von der modernen Medizin anerkannten Voraussetzung, daß die Funktion unserer Körperorgane von psychischen Faktoren abhängig ist, die allerdings meist unbewußt bleiben, daß eine Krankheit, die eine das Leben gefährdende Funktionsstörung auch dann vorliegt, wenn die Organe völlig normal sind, sieht man doch das Wesen der Krankheit heute vor allem in einer Störung der Organfunktion und weniger in einer Veränderung der Organbeschaffenheit. Coué selbst hat nun immer wieder betont, daß seine Behandlung den Arzt nicht überflüssig mache und daß die Autosuggestion nur eine Methode seelischer Beeinflussung sei, die andere Behandlungsweisen nicht verdrängen dürfe. Allerdings besteht die Gefahr, daß der Kranke leicht den Mediziner für nicht mehr notwendig hält.

Abschließend sei betont, daß die Selbstsuggestionen im Sinne Coués wohl in der Lage sind, die Entwicklung zahlreicher Erkrankungen zu vermeiden und Leiden zu beseitigen (besonders wenn psychische Faktoren zu den wesentlichen Bedingungen gehören) und daß ein großer Wert doch auch darin zu sehen ist, daß sie von jedem ausgeführt werden kann und das Bewußtsein eigner Kraft weckt. „Die Praxis Coués mit der indischen Yogapraxis zu vergleichen, liegt nahe; ebenso nahe stehen ihr die Exerzitien der Jesuiten und das — Gebet der Gläubigen. Aber Coué hat alles entmagisiert und auf wirklichen Wissensboden gestellt. Das ist eine Schädigung nur für den, dem nicht Klarheit als höchstes Gut gilt. Coués Entdeckung ist das alte: „dein Glaube hat dir geholfen!" in neuer Form; die alten Formen mögen für die große Menge der Menschen ruhig weiterbestehen. Man weiß jetzt, daß Wahrheit, daß „Rationalität" tiefsten Sinnes in ihnen ist, viel tiefere Wahrheit als in dem angeblich „Rationalen", dem Materialismus und seinen modernen verschämten Schattierungen." So urteilt der Leipziger Philosoph H. Driesch. Fr. Huf, Saloniki.

(Herr J. Schwabe, Hamburg-Bergedorf, tritt in einer Zuschrift ebenfalls warm für Coué ein. D. Hg.)

Lesefrüchte

Nationalismus, Sozialismus, Bolschewismus

Der Dualismus zwischen nationalistischer Herrenehre und sozialistischer Solidaritätsehre liegt vor allem auf geistigem Gebiete. Die nationale Herrenehre knüpft an die Welt der Werte an, wie sie im Kopfe feudaler oder feudalhafter Vertreter des nationalen Machtgedankens sich darstellt; die sozialistische Solidaritätsehre umschließt alle Hoffnungen auf Menschheitsentfaltung.

Darum gewinnen die Parteifahnen eine sakrale Bedeutung. Die Vertreter der Herrenehre wollten dieses geistige Moment den Vorkämpfern der Solidaritätsehre nicht zuerkennen, schürten aber damit die revolutionäre Glut der Massen, denen damit das eigentlich Menschliche töricht abgesprochen wurde. Ebenso aber sah die Masse in der Beanspruchung der Herrenehre nur Hochmut und Besitzegoismus und verunmöglichte sich so das tiefere Verständnis dieses Belanges.

Ein Austrag dieser Gegensätze auf empörischer Basis ist unmöglich...

Jeder soll Herr sein gegenüber dem Naturhaften in sich und um sich und Bruder zum andern in dem Maße, wie jener geistiges Selbst im Ideendienst geworden ist.

Geistige Führung muß dahin streben, daß das Unbedingtdienen das Moment des Herrschaftlichen mit dem Moment des Solidarischen so kontrapunktiert (d. h. trotz Gegensätzlichkeit verknüpft), daß alle Geistmündigen den Äther der Ideen atmen dürfen und können.

Der Russe hat im Weltkrieg erfahren, was es bedeutet, die Elemente der Erde zu beherrschen. Ihm ging in diesem Kriege der Sinn für die Überlegenheit organisatorischer Weltbetätigung auf. Diese Lehre, an deren Ausgestaltung die anderen europäischen Nationen jahrhundertelang gearbeitet haben, holt er nun summarisch nach. Das ist das Geheimnis des russischen Bolschewismus. So nötig er phasisch (als Entwicklungsstufe) für Rußland sein mag, so wenig verwendbar ist er für Deutschland, das die Lektionen, die Rußland jetzt elementar-schülerhaft über sich ergehen läßt, längst

hinter sich hat. Wir leiden eher an einer Überproduktion als an der Unterproduktion technischen und organisatorischen Denkens, die Rußland zu überwinden hat. Der russische Bauer haftet noch am gröbsten Aberglauben, er hat die animistische (alles beseelende) Periode des Denkens trotz Christentum und Marxismus noch nicht abgetan. Die Zivilisation mußte daher gegen diesen Elementarismus gleichfalls elementar vorgehen.

Weil aber in Deutschland alles Lebenstotale entweder gleichfalls dem Materialismus überlassen oder dem blassen Idealismus des „Als-ob“[1]) zugewiesen wurde, mußte der russische Kommunismus verführerisch auf unser Volk wirken.

Schroff dualistische Wertungen haben den Reiz einfacher großer Perspektiven. Weltrevolution, Untergang des Abendlandes, Sturz des Kapitalismus, verdämmernde Gotik, kurzum Weltuntergänge, die irgendwie in der Ferne neue Weltenmorgen ahnen lassen, packen das Volksgemüt mehr als gliederndes, abwiegendes und stufendes Führen. Der Weltkrieg hat die Neigung zu dualistischer Wertungsweise in die innerste Seele der Völker gepflanzt. Der Volksgenosse war in der Kriegspsychologie heiliges Geschichtsorgan, der Gegner verruchter Sendbote der Hölle, Vernichter alles Sinnes und alles Geistes. So wurde eine apokalyptische Stimmung in ganz Europa zur nationalen Pflicht und zuletzt zur Gewohnheit. — Mit politischem Dualismus und phantastischen Götterdämmerungsmythen läßt sich aber nicht führen! Wir sind zunächst eine volkheitliche Not- und Schicksalsgemeinschaft und müssen aus unserer Lage mit Vernunft und Einsicht das Beste machen. Gerade das Einschränkende unserer Umstände erzüchtet den uns bisher noch fehlenden Willen zum Zusammenhalten in der Praxis. Wir befinden uns noch mitten in dem Schulungsgang solcher Zucht. Hoffnung erblüht uns nur in dem Maße, wie Besonnenheit Raum gewinnt. Die Praxis selbst schreit nach dem Geiste. Nur der Geist spendet die Gesamtpraxis, die uns vor dem Unheile weiterer Vereinseitigung rettet. (Aus Willy Schlüter, „Führungslehre“, Leipzig, Meiner.)

Besprechungen

Pädagogik der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Hrsg. v. E. Hahn. Leipzig, Meiner, Bd. II, 1927. 236 S. Geh. 12,— RM.

Der Band bietet die Selbstbiographien sehr verschiedenartiger Persönlichkeiten. Da kommen zu Wort zwei Pädagogen alten Schlages, Lay und von Sallwürk (Ende 1926 gestorben), der Literat Blüher, der besonders über sein Verhältnis zu dem antiken Bildungsgut und zu Wyneken spricht, dessen Lehrer der kraftvolle, lebensbejahende Schulreformer Ludwig Gurlitt, der grüblerische Rudolf Pannwitz und der Schöpfer psycho-analytischer Pädagogik Oskar Pfister, der kaum von sich, um so Interessanteres von seinem Lebenswerk berichtet.

Da persönliches Leben am leichtesten am persönlichen Leben sich entzündet, so wird die Lektüre dieses Bandes allen pädagogisch Interessierten viel Anregendes bieten.

A. M.

Leser, Hermann. Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit. 1. Bd. Renaissance und Aufklärung ein Problem der Bildung. XII u. 592 S. Geh. 23,— RM, geb. 26,— RM. — 2. Bd. Die deutsch-klassische Bildungsidee. X u. 651 S. Geh. 27,— RM., geb. 30,— RM. München, Oldenbourg, 1925/28.

Das eigenartige Werk des Erlanger Philosophen und Pädagogen ist nicht in erster Linie ein historisches, es bietet auch nicht etwa eine Geschichte der Pädagogik. Sein beherrschender Gesichtspunkt ist der systematische, allerdings auf historischer Grundlage. Die für die geschichtliche Entwicklung des gesamten Erziehungs- und Bildungswesens leitenden Ideen und ihre Verwurzelung im Geistesleben werden aufgewiesen.

Der 1. Band behandelt Humanismus und Reformation bzw. Gegenreformation und — besonders eingehend — den Geist der Aufklärung und seine Überwindung durch Rousseau, der 2. Band Kant, den Neuhumanismus, Schiller, Goethe und Humboldt.

[1]) Bezieht sich auf die Philosophie des Als ob Vaihingers, worüber H. X des Jg. 1927 zu vergleichen ist.

Das überall auf gründlichsten Quellenstudien ruhende Werk ist hervorragend geeignet, sowohl die historische wie die systematische Pädagogik zu befruchten und zu einer vertieften Auffassung ihrer Probleme anzuregen. A. M.

Litt, Theodor. Möglichkeiten und Grenzen der Pädagogik. Leipzig, Teubner, 1926. 134 S. Geh. 5,60 RM., geb. 7,20 RM.

Das Buch enthält mehrere Abhandlungen des bekannten Leipziger Pädagogen.

Die erste umfangreichste — hervorgegangen aus einem Vortrag auf dem Weimarer Pädagogischen Kongreß am 8. Oktober 1926 — behandelt die gegenwärtige Lage der Pädagogik und ihre Forderung. Sie enthält sehr klärende philosophische Betrachtungen über das Verhältnis der Pädagogik zu den anderen Kulturbetätigungen.

Die anderen, schon früher in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen sind mehr pädagogischen Charakters, abgesehen von dem sehr aufschlußreichen Aufsatz über die philosophischen Grundlagen der staatsbürgerlichen Erziehung, der über Staatsphilosophie und Ethik Beachtenswertes bietet. Fr.

Lippert, Peter, S. J. Von Seele zu Seele. Briefe an gute Menschen. 20. bis 22. Auflage. Freiburg, Herder. 272 S.

Das Buch in Briefen verfaßt, die wohl aus der Praxis der Seelsorge stammen, gibt einen guten Einblick in die Art katholischer Frömmigkeit und ihre Bedeutung für die sittliche Lebensgestaltung. Fr.

Tischleder, Peter. Die geistesgeschichtliche Bedeutung des heiligen Thomas v. Aquin für Metaphysik, Ethik und Theologie. Freiburg, Herder, 1927. VIII u. 38 S. 1,60 RM.

Die Schrift, aus Vorträgen vor katholischen Akademikern und Lehrern hervorgegangen, feiert Thomas als Urbild des katholischen Gelehrten und Menschen und sucht mit Geschick den Nachweis zu führen, daß er stets die richtige Mitte zwischen den vielen Gegensätzen in Philosophie und Theologie eingehalten habe. Fr.

Eingegangene Schriften

Christonus, Jakob. Die Metaphysik des Lebens oder die Legende des Verklärten, der bei Gott ist von Anbeginn der Welt. 2. Aufl. Dresden, Reißner. 1928. 122 S.

Dessoir, Max. Die Kunstformen der Philosophie. Berlin. 1928. Preußische Verlags-A.-G., Berlin SW 48. 31 S.

Thomsen, Hermann. Tod und Neue Geburt der Wiederverkörperung bei Schopenhauer und in der Philosophie des Lebens. Erfurt, Stenger. 191 S. Gebunden 6,— RM.

Mühl, Max. Die antike Menschheitsidee im geschichtlichen Entwurf. Leipzig, Dieterich. 1928. 144 S. Geh. 6,50 RM., geb. 8,— RM.

Löwi, Moritz. Über spezifische Sinnesenergien. Psychologie und Physiologie. Breslau, Trewendt u. Gramer. 1927. 238 S.

— Das Problem der Ganzheit. Ebenda. 1927. 31 S.

Ewalt, Ernst. Volkswahrung, eine Ergänzung der Parteipolitik. Berlin, Twardy. 1927. 119 S.

Dockhorn, Wilhelm. Die christlich-soziale Bewegung in Deutschland. Halle, Waisenhaus. 1928. 149 S. 4,— RM.

Beiträge über Jugendbewegung und Jugendkultur erwünscht. Zur Prüfung einzusenden bis 20. 1. 29.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. A. Messer und Frau Paula Messer, geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Für Einsendungen, die nicht im Einvernehmen mit der Schriftleitung erfolgen, kann keine Verantwortung übernommen werden. Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Erlebte Geistesgeschichte als Beitrag zur geistigen Völkerverständigung

I. BENRUBI

Privatdozent der Philosophie an der Universität Genf

Philosophische Strömungen der Gegenwart in Frankreich

1928. VIII. 330 Seiten. Geheftet RM 28.—, Ganzleinen RM 31.—

„Keiner war berufener als er, das Buch zu schreiben, auf das viele Deutsche seit langem gewartet haben. In bewundernswerter Selbstaufgabe hat Benrubi sich in das Weltbild der französischen Philosophen vertieft, erschöpfend, sachlich und klar die Gedankenwelt jedes einzelnen dargestellt. Das über 500 S. umfassende Werk gibt einen vollständigen Überblick über die philosophischen Strömungen in Frankreich und wird auf lange Zeit hinaus für jeden Frankreichforscher das unentbehrlichste Nachschlagebuch bleiben."

Deutsch-Französische Rundschau, Bd. 1 H. 7

Siehe hierzu den Beitrag von Herm. Platz: „Auseinandersetzung zwischen deutscher und französischer Jugend" im selben Heft!

VERLAG VON FELIX MEINER IN LEIPZIG

Als Abonnent von „PHILOSOPHIE UND LEBEN" erbitte aus dem Weihnachtsangebot 1928 durch die Buchhandlung von

.....

folgende Werke:

..... *Goethes Philosophie* . . . . . Halbldr. (RM 8.-) für RM 5.-

..... *Stanley Hall, Die Begründer der modernen Psychologie* . . . . . Halbl. (RM 10.-) für RM 6.-

..... *Müller-Freienfels, Philosophie der Individualität* . . . . . Halbl. (RM 10.-) für RM 6.-

..... *Harms, Philosophie des Films* . Ganzl. (RM 10.-) für RM 6.-

Ort und Straße: .....

Unterschrift: .....

Zusendung erbitte durch Nachnahme

DAS ANGEBOT ERLISCHT AM 31. DEZEMBER 1928

VERLAG VON ERNST REINHARDT, MÜNCHEN

NEUIGKEITEN:

DINGLER, PROF. HUGO, DAS EXPERIMENT. Sein Wesen und seine Geschichte. 272 S. Preis brosch. RM 8.80, Leinen RM 11.—.

FROST, PROF. WALTER, HEGELS AESTHETIK. Die bedeutendste Kunstphilosophie der neueren Zeit in ihrer Beziehung zum modernen Menschen. 122 Seiten. Preis RM 4.—.

GÜNTHER, DR. HANS R. G., JUNG-STILLING. Ein Beitrag zur Psychologie des deutschen Pietismus. 186 Seiten. Preis brosch. RM 6.50, Leinen RM 8.50.

HACKMANN, PROF. HEINRICH, DER ZUSAMMENHANG ZWISCHEN SCHRIFT UND KULTUR IN CHINA. 88 Seiten mit 2 Tafeln. Preis brosch. RM 4.—.

KAFKA, G. UND HANS EIBL, DER AUSKLANG DER ANTIKEN PHILOSOPHIE UND DAS ERWACHEN EINER NEUEN ZEIT. (Kafkas Geschichte der Philosophie, Band 9.) 384 Seiten mit 1 Titelbild. Preis brosch. RM 7.50, Leinen RM 9.50.

KAHL-FURTHMANN, G., DAS IDEAL DES SITTLICH REINEN MENSCHEN, dargestellt an Gedanken von Plato und Kant. 78 Seiten. Preis brosch. RM 2.80.

KNITTERMEYER, DR. HINRICH, SCHELLING UND DIE ROMANTISCHE SCHULE. (Kafkas Geschichte der Philosophie Bd. 30/31.) 512 Seiten. Preis brosch. RM 12.—, Leinen RM 14.—.

KYNAST, PROF. REINHARD, KANT, SEIN SYSTEM ALS THEORIE DES KULTURBEWUSSTSEINS. 244 Seiten. Preis brosch. RM 9.—, Leinen RM 11.—.

OBERHUBER, DR. HERMANN E., DIE GELTUNGSGRUNDLAGEN METAPHYSISCHER URTEILE. Ein Beitrag zur Logik und zur Theorie des spekulativen Denkens. 145 Seiten. Preis RM 4.50.

PETRASCHEK, DR. K. O., DIE RECHTSPHILOSOPHIE DES PESSIMISMUS. Ein Beitrag zur Prinzipienlehre des Rechts und zur Kritik des Sozialismus. 437 Seiten. Preis brosch. RM 15.—, Leinen RM 18.—.

RITTER, DR. ROBERT, DAS GESCHLECHTLICHE PROBLEM IN DER ERZIEHUNG. Versuch einer Sexualpädagogik auf psychologischer Grundlage. 88 Seiten. Preis RM 3.50.

SCHILLING-WOLLNY, DR. KURT, ARISTOTELES' GEDANKE DER PHILOSOPHIE. 136 Seiten. Preis brosch. RM 6.50.

WICHTIGE WERKE ÜBER SEXUALFRAGEN VON DR. MED. MAX HODANN

GESCHLECHT UND LIEBE

in biologischer und gesellschaftlicher Beziehung

Zweite Auflage / Mit 19 Abbildungen / In Ganzleinen RM 10.—

(Nach halbjähriger Beschlagnahme unverändert freigegeben!)

„Wieder ein Buch von Hodann, voll Feuer und Kampfesmut geschrieben. In rücksichtsloser Wahrheitsliebe, mitten aus der Wirklichkeit seiner Erfahrungen in der Berliner Eheberatungsstelle heraus breitet der Verfasser die brennenden Probleme unserer Zeit, die sexuelle Barbarei und gleichzeitig Hilflosigkeit der Menschen des 20. Jahrhunderts vor unseren Augen aus. Nehmt es und lest, ihr blinden, zufriedenen Philister, geifert, ihr heuchlerischen Zeloten, wendet eure Augen geblendet ab, ihr Dunkelmänner, die ihr aus Schwäche, wenn nicht aus schlimmeren Motiven krankhaft euch an eine Moral klammert, der die lebendige Natur spottet! Euch aber, ihr Weglosen, ihr Verirrten, ihr Suchenden, bedeutet dieses Buch Erlösung und Befreiung. Es spricht aus jeder Zeile eine tiefe ethische Überzeugung, eine naturwahre Reinheit der Gesinnung. Wahrlich, wir brauchen solche Fanfarenstöße, wir brauchen solche Feuergeister, die uns wecken zur Verantwortlichkeit, die die Gewissen aufrütteln, nicht zu ruhen, bis wir uns zur Kultur durchgerungen haben, jener Kultur, die allein aus der Freiheit der Menschen reifen kann."

Professor Dr. W. v. Gonzenbach in der Schweizerischen Zeitschrift für Gesundheitspflege, Zürich

„Gerade den Eltern, in deren Händen unbedingt ein Teil des Schicksals ihrer Kinder liegt, soll das Buch empfohlen sein. In vielen Anfragen und Briefen an den Verfasser, in den von ihm abgehaltenen Besprechungen werden die heikelsten Dinge ernsthaft und offen behandelt, und durch diese Offenheit wird so manchem aus Nöten geholfen, die sonst versteckt bleiben, Böses wirken und zu Tragödien werden, vor denen dann mancher fassungslos steht. Die Kenntnsse, die das Buch vermittelt, werden so manchem von heimlichem Leid, seelischer und körperlicher Not befreien. Wieviel auch schon über das Gebiet des Liebeslebens gesagt und geschrieben wurde, in der Form und der praktisch helfenden Art, wie es hier geschieht, las man noch nichts."

Braunschweiger Neueste Nachrichten

SEXUALELEND UND SEXUALBERATUNG

99 Briefe aus der Praxis

In Ganzleinen RM 14.— / Kartoniert RM 11.—

„Ein sehr ernstes, ein sehr wesentliches, oft den Leser erschütterndes Buch ist das geworden. Ein Zeitdokument, wie es eindringlicher und lebendiger nicht zu denken ist. Tapfere, mutlose, starke und schwache Menschen sagen hier, was sie fühlen, was sie leiden, was sie bedrängt und was sie verwirrt, mit beispielloser Offenheit und beispiellosem Vertrauen bekennen sie sich selbst. Wir werden da nun Zeugen vieler Dramen und Tragödien, die im Grunde doch nur ein Drama, eine Tragödie sind: Drama und Tragödie einer Zeit und einer Gesellschaftsform, die, so aufgeklärt sie sich dünkt, so fortschrittlich-human sie sich gibt, doch vor diesen schwierigsten, intimsten und wohl auch wichtigsten Dingen des menschlichen Lebens hilflos versagt. Es ist eine revolutionäre Spannung in seinem Buch, ein tapferer Appell an die Vernunft, ein guter wohltuender Glaube an ein Glück, auf das alle Menschen Anspruch haben."

8 Uhr Abendblatt der National-Zeitung, Berlin

„Vor diesem uneigennützigen Menschen muß man tief den Hut ziehen. Ein Buch aus Dokumenten. Ein Buch ohne Schmus und wissenschaftliche Protzerei. Hodann ist nicht nur edel, hilfreich und gut, sondern auch in hohem Maße tapfer. Die Briefe reißen tiefere Abgründe in die Natur von unseresgleichen auf als ein Schock Romane."

Das Stachelschwein, Berlin

DER GREIFENVERLAG ZU RUDOLSTADT

Einen Kampf gegen den „Geist" dieser Welt

eröffnet das demnächst erscheinende Bekenntniswerk von

JOSEPH WITTIG

HOREGOTT

Ein Buch vom Geiste und vom Glauben

Ganzleinen M 6.—, Halbleder M 9.—

Eine ganze geistige Welt wird sich empören über dieses Buch, denn es geht wider den „Geist", der sich der Schöpfung Gottes bemächtigt hat. Und nun sprengte das Leben aus Gott das Grab, Wittig steht auf und weist den Geist an seinen Ort: Nicht der Geist, sondern der Glaube ist das göttliche Leben im Menschen. Es ist die Zeit gekommen, da der Glaube den Geist überwindet, wie einst der Geist das Gesetz und das Gesetz die Natur. Die Una Sancta des Glaubens erhebt sich über die vom Geist beherrschte Kirche. Das Buch zeigt, daß sie schon da ist. Es ist eine Kette tiefst erlebter Lebens- und Liebesgeschichten, Welt- und Kirchengeschichten, in denen der vielumstrittene Mann mit unerhörter Offenheit hier seine inneren und äußeren Kämpfe der letzen Jahre darlegt.

Leopold Klotz Verlag / Gotha